

August Frolian



Nikolai Fjodorowitsch Galschokow



Wladimir



Nikolai Fjodorowitsch Galschokow



Leonid Iwanowitsch Rjabtschenko



- 3 »... und im Nachhinein ist man überrascht, wie viele Leute sich das auf die Fahnen schreiben und sagen, ich habe es gemacht.«  
Akteursperspektiven auf die Etablierung und Arbeit von Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen  
*Heidi Behrens, Paul Ciupke und Norbert Reichling*
- 19 Das Stalag X B Sandbostel. Geschichte und Nachgeschichte eines Kriegsgefangenenlagers  
Gedenkstätte Lager Sandbostel mit neuer Dauerausstellung eröffnet  
*Andreas Ehresmann*
- 32 »Alltag Zwangsarbeit 1938-1945«. Die neue Dauerausstellung im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide  
*Christine Glauning*
- 41 Der Erste Weltkrieg im Kontext deutscher und europäischer Erinnerungskultur. Über eine Exkursion zu den ehemaligen Schlachtfeldern in Belgien und Nordfrankreich  
*Paul Ciupke, Anke Hoffstadt und Frank Sparing*
- 54 Ein Kampf um Deutungshoheit. Zur Politisierung des Gedenkens  
Besprechung des von Wolfgang Benz herausgegebenen Bandes  
*Uwe Neumärker*
- 57 Literaturhinweise
- 60 Veranstaltungshinweise

Titelfoto: 2013 eröffnete Dauerausstellung im Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide: »Alltag Zwangsarbeit Berlin 1938-1945«. Siehe hierzu den Beitrag von Christine Glauning in diesem Heft.  
Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide, Volker Kreidler

# »... und im Nachhinein ist man überrascht, wie viele Leute sich das auf die Fahnen schreiben und sagen, ich habe es gemacht.«<sup>1</sup>

AKTEURSPERSPEKTIVEN AUF DIE ETABLIERUNG UND ARBEIT VON GEDENKSTÄTTEN IN NORDRHEIN-WESTFALEN

Heidi Behrens, Paul Ciupke, Norbert Reichling



Eröffnung der Dauerausstellung »Widerstand und Verfolgung in Essen 1933–1945« in der Alten Synagoge Essen am 9. November 1980.

Foto: Peter Happel, Stadtbildstelle Essen

Die wenigen existierenden Gedenkstätten zur NS-Herrschaft und deren Verbrechen führten in der frühen Bundesrepublik ein Schattendasein, aus dem sie erst in den letzten drei Jahrzehnten allmählich heraustraten. Erinnerung und Deutung dieser Verbrechen haben inzwischen, nach vielen Widerständen und Umwegen, in der politischen Kultur des vereinten Deutschlands den Stellenwert eines über die parteipolitischen Grenzen hinweg geteilten normativen Konsenses erlangt. Gemessen an dieser Bedeutung ist es erstaunlich, dass die Entwicklung der zumeist seit den 1980er Jahren entstandenen NS-Gedenkstätten in der zeit- und politikgeschichtlichen Forschung bisher kaum systematisch untersucht wurde. Wissenschaftliche Erkenntnisse über die Geschichte der Gedenkstätten und ihre Akteure sind allenfalls in Ausschnitten vorhanden.<sup>2</sup>

Es fehlt insbesondere eine Perspektive auf die oftmals ausschlaggebenden zivilgesellschaftlichen Initiativen und Personen, deren Motive, Haltungen und Lernprozesse sowie ihre Einflüsse auf spätere Profilierungen der Orte. Man dürfe »die basisdemokratisch-dezentrale Struktur der Erinnerungskultur, aus der sich alles entwickelt hat, nicht vergessen«, so Jörg Skriebeleit, Leiter der Gedenkstätte Flossenbürg.<sup>3</sup> Diese These, dass sich die Entstehung von NS-Gedenkstätten in hohem Maße bürgerschaftlichem Engagement verdankt, wurde am Beispiel Nordrhein-Westfalens in einer lebens- und engagementgeschichtlichen Befragung untersucht; außerdem fragten wir nach pädagogischen Ansätzen und Zielgruppenkonzepten sowie institutionellen Selbstverständnissen. Im Zeitraum von Januar bis Dezember 2012 haben wir 15 Gespräche mit Exponentinnen und Exponenten aus der »Gründergeneration« der nordrhein-westfälischen Gedenkstätten und Erinnerungsorte geführt, sie transkribiert, redigiert und archiviert.<sup>4</sup>

Entsprechend der heterogenen Entwicklungen der politischen Kultur waren auch unterschiedliche Milieus und Phasen zu beachten – antifaschistische Gruppierungen aus der politischen Linken, kirchliche und kirchennahe Initiativen, die alternativen Barfußhistorikerinnen und -Historiker aus Geschichtswerkstätten, Kommunalpolitik oder auch vereinzelte Intellektuelle und Publizisten ganz unterschiedlicher Herkunft.

Immerhin muss in Nordrhein-Westfalen ein Feld von mehr als 20 sehr spezifisch profilierten Einrichtungen berücksichtigt werden. In unser Sample haben wir ehemalige und noch aktive Leitungen, Frauen und Männer, Historiker und Pädagogen sowie »Laienexperten«, lokal und landesweit Engagierte, Praktiker und ihre politisch-gesellschaftlichen Begleiter in der jeweiligen Stadtgesellschaft oder Region, Vertreter großer und kleiner, früher und noch recht junger Institutionen, Großstädte und kleinere Orte einbezogen; auch eine weite geografische Streuung der Gesprächspartner war erwünscht.<sup>5</sup> Dass wir zudem das Spektrum der verschiedenen Trägersituationen – kommunale Einrichtungen, Trägervereine von Individuen sowie Körperschaften, Flankierung durch Fördervereine – beachtet haben, sei ebenfalls erwähnt.

Interviews führten wir mit Dr. Edna Brocke (ehem. Leiterin der »Alten Synagoge« Essen), Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel (Mitbegründerin des Jüdischen Museums Westfalen, Dorsten), Klaus Dietermann (Mitbegründer und Leiter des Aktiven Museums Südwestfalen, Siegen), Angela Genger (ehem. Leiterin der »Alten Synagoge« Essen sowie der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf), Dr. Eugen Gerritz (früherer Vorsitzender des Fördervereins der NS-Dokumentationsstelle Villa Merländer, Krefeld), Prof. Dr. Alfons Kenkmann (ehem. Leiter des Geschichtsorts Villa ten Hompel, Münster), Peter Klagges (Mitbegründer und Aktiver der Informations- und Gedenkstätte Stalag VI A Hemer), Prof. Dr. Horst Matzerath (ehem. Leiter des NS-Dokumentationszentrums Köln), Gisela Rogge (Mitbegründerin der Geschichtswerkstatt Französische Kapelle Soest), Dr. Ulrike Schrader (Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal), Ernst Söder (Impulsgeber und Akteur für die Mahn- und Gedenkstätte Steinwache, Dortmund), Michael-Ezzo Solf (politischer Unterstützer der Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg« in Rosbach), Franz Tews (Initiator zeitgeschichtlicher Erinnerungszeichen und mit der VVN engagiert für eine Gedenkstätte in Duisburg) sowie Irmgard Wüllner (ehem. wissenschaftlich-pädagogische Mitarbeiterin der Gedenkstätte für die Bonner Opfer des Nationalsozialismus). Wir haben außerdem ein bereits im Jahr 2002 aus anderem Anlass geführtes Interview mit dem 2011 verstorbenen Leiter des Kreismuseums Wewelsburg, Wulff E. Brebeck, hinzugezogen.<sup>6</sup>

Aus dem angedeuteten Fragespektrum ergab sich eine methodische Mischung aus lebensgeschichtlichem Interview und Expertengespräch. In einigen Fällen haben wir weitere Dokumente und Materialien (Zeitungsausschnitte, Konzeptpapiere, frühe Veröffentlichungen etc.) von den Interviewten erhalten und in einem »Dossier« als Ausgangspunkt späterer Recherche und Dokumentation gesichert. Von allen Gesprächspartnern wurden Porträtfotos angefertigt bzw. erbeten, in einigen Fällen auch weitere Bilder zum Kontext, und mitarchiviert.

### **Biografische Motive und berufliche Wege**

Die von uns befragten Personen, sechs Frauen und neun Männer, wurden zwischen 1935 und 1960 geboren. Die meisten von ihnen sind Kinder der 1940er Jahre; einige berichten von Erfahrungen mit dem Bombenkrieg und von Flucht und Vertreibung.

Zwei Interviewte haben beide Eltern oder ein Elternteil im Krieg verloren. Ihre politische Sozialisation erfuhren sie vor allem in der jungen Bundesrepublik. Nur bei zweien der Akteure gab es noch – wenn auch lediglich in einem geringen Ausmaß – NS-Einflüsse im Elternhaus und durch die Umgebung, und bei dreien ein bewusstes Wahrnehmen des Kriegsendes. Eine Ausnahme bildet Edna Brocke; sie bezeichnet sich – 1943 in Jerusalem geboren – als »El-Alamein-Kind«, weil nach der deutschen Niederlage bei El Alamein 1942 die Okkupationsgefahr für Palästina gebannt war.

Zu den für Einige formenden Jugenderfahrungen gehört, dass in den Familien viel über Zeitfragen diskutiert wurde – »politisieren« und »analysieren«, »genau hingucken« und intensive Mediennutzung lauten die Stichworte. Gespräche über NS-Erfahrungen in der Familie allerdings scheinen ebenso selten gewesen zu sein wie eigene Gedenkstätten-Erlebnisse. Nahezu durchgängig finden wir ein freiwilliges Engagement vor, u.a. im kirchlichen Umfeld und in christlich geprägten Jugendgruppen. Christlich-universale Familienwerte haben für einige der Interviewten eine große Rolle gespielt. Aufgewachsen in einem dezidiert politischen Milieu sind vor allem die Personen aus dem Umfeld der Arbeiterbewegung. Eine Sonderrolle nimmt hier Ernst Söder ein, der in Dortmund als Jugendsekretär des DGB, im örtlichen Jugendring und als Lokalpolitiker, auch unter Einfluss von linken Sozialdemokraten und Kommunisten, seit Mitte der 60er Jahre mit anderen ein besonderes Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus initiierte.

Oftmals wird das jüngere Interesse an den weißen Flecken der Zeitgeschichte als »Geschichtsbewegung« aufgefasst. Dazu passt der Befund, dass wir in der Gruppe der Interviewten bei jüngeren Jahrgängen auf lebhaftere Teilnahme an den Ideen und Aktionen der sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen, der Friedensbewegung insbesondere, aber auch der Frauenbewegung und der Umweltbewegung in den 1970er und 1980er Jahren stoßen, hier und da auch der »alten« Jugendbewegung. Geschichtswerkstätten oder ähnliche bewegungsorientierte Gruppen als Initialzündungen finden wir im Übrigen in den Anfängen der Einrichtungen in Soest und Dorsten wieder; an anderen Orten waren solche Verbindungen für uns nicht erkennbar. Häufiger sind einzelne Lokal- und Regionalhistorikerinnen und -historiker mit Pionierarbeiten als anstoßgebend aufgetreten. Auch andere, klassische Formen des Engagements wie z.B. Betriebsratsarbeit oder die Gründung eines Berufsverbands werden von einzelnen Akteuren (hier A. Genger) als »Schule« späterer Interessenvertretung und Durchsetzungsfähigkeit auch im Gedenkstättenbereich angesehen.

Es gibt weitere, manchmal zufällig, aber nachhaltig wirkende Erlebnisse und Begegnungen wie z.B. Eindrücke von Israel-Reisen, eine jüdische Tante, das Engagement im christlich-jüdischen Dialog oder die Konfrontation mit dem allzu guten Gewissen von Tätern. Die Internationalität von Perspektiven könnte als Zusammenfassung für viele dieser Vorgeschichten des Engagements formuliert werden: Zu beobachten waren mehr oder minder intensive Auslandserfahrungen (in Frankreich, Belgien und Israel), aber auch internationale Jugendcamps und Besuche von Überlebenden – oder auch »nur« die allmähliche Wahrnehmung, wie stark europäische Geschichte in die Vergangenheit der jeweiligen lokalen Geschichtsorte verflochten ist.

Die parteipolitischen Präferenzen der bisherigen Interviewten liegen eindeutig bei »rot-grün«. Vier der befragten Personen sind Mitglieder der SPD, zwei davon auch intensiv kommunal- und landespolitisch engagiert. Weiteren kann man eine Nähe zur

Sozialdemokratie unterstellen und einigen anderen eine gewisse Sympathie für die Partei der Grünen bzw. ein direktes Engagement. Ein Akteur ist Mitglied der CDU und dort ein ebenfalls sehr aktiver Landes- und Regionalpolitiker.

Bis auf zwei haben alle Gesprächspartnerinnen und -partner das Abitur abgelegt. Die Mehrheit studierte Fächer wie Geschichte, Politik und Pädagogik, einige zunächst mit der Absicht, einen Lehrberuf zu ergreifen. Später ergab sich dann manchmal die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Weiterqualifikation: Vier Interviewte sind promoviert und Edna Brocke ist mit zwei Ehren-Doktorgraden ausgezeichnet worden. Auffällig ist also die Nähe der vor allem sozial-, politik- und geisteswissenschaftlichen Ausbildungswege zu den vielfältigen öffentlichen Aufgaben von Gedenkstätten: nämlich zu gedenken, zu erinnern und zu bilden. Zwei der weiblichen Befragten, Angela Genger und Irmgard Wüllner, haben für ihre Arbeit wichtige Impulse durch das Studium bei Annette Kuhn<sup>7</sup> erhalten.

In der Schulzeit sind vor allem die jüngeren Jahrgänge mit NS-Themen in Berührung gekommen; Edna Brocke hingegen vermerkt, durch einen Geschichtslehrer polnischer Herkunft mit dem Thema »überfüttert« worden zu sein. Für Irmgard Wüllner und Eugen Gerritz waren Einflüsse eines kritischen und engagierten Geschichtslehrers sehr spürbar und auch ausschlaggebend für die Wahl des Studienfaches. Themen der NS-Geschichte spielten aber während des Studiums zumeist keine oder allenfalls eine untergeordnete Rolle. Klaus Dietermann jedoch schrieb seine Examensarbeit schon Anfang der 1970er Jahre über Juden im Siegerland, und die beiden späteren Hochschullehrer Alfons Kenkmann und Horst Matzerath haben im Rahmen ihrer Dissertationen ein vertieftes forschendes Verhältnis zum NS-Thema aufgebaut.

#### **»Mein Gott ... dieses Haus wäre doch was.«<sup>8</sup> – Ortsbezüge und Orte-Paradigmen**

Für die Mehrzahl der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte steht die Arbeit an einem »historischen Ort«<sup>9</sup> im Zentrum ihres Selbstverständnisses. Darum ist es kein Zufall, dass im Vorfeld der meisten Gedenkstätteninitiativen entweder die Entdeckung eines originalen Ortes stand, mit dem sich die historischen Ereignisse verknüpfen lassen oder dass nach einem solchen gesucht wurde. Diese Suchbewegungen brachten, auch mit ihren Missverständnissen und Irrtümern, verstärkt Diskussionen darüber hervor, wessen Vergangenheit und welche Geschehenskomplexe in einem Gedenkort zu fokussieren seien. In den 70er und 80er Jahren wurde mitunter zunächst nach einem Ort geforscht, der ein unterschiedsloses Erinnern an »alle Opfer« des Nationalsozialismus möglich machen sollte: »Ich begann darüber nachzudenken, ob sich nicht ein Ort finden lasse, aller Opfer des NS-Zeit gemeinsam zu gedenken. Und ich dachte laut darüber nach, ob nicht auch die Millionen umgekommenen Soldaten zu den Opfern zu zählen seien« (Interview Gerritz, Z. 540 ff.). Dass aus dem Zweiten Weltkrieg stammende Bunker als Erinnerungsorte ins Auge gefasst wurden, mag auch in der Logik dieser zunächst noch nicht sehr ausdifferenzierten Handlungsstrategie stehen. In Siegen arbeitet das Aktive Museum Südwestfalen allerdings sehr bewusst und gezielt in einem Bunker, mit dem das Grundstück der ehemaligen Synagoge überbaut worden war (und lehnte andere Bunker-Standorte ab). An mehreren Orten debattierte man als Alternative zu einer Gedenkstätte die Errichtung eines Mahnmals, so in Krefeld und Wewelsburg; die Diskussion führte dann mehrfach in die Dilemmata von Gewichtung und Hierarchie der Opfergruppen, auch in die Fallen der Aufrechnung von NS-Opfern

# Jugendring drängt Rau: „Steinwache ist in Gefahr“

## Vier Monate ohne Ergebnis – Verbände fordern Gebäude und Geld

„Eile ist geboten – die Steinwache ist in Gefahr!“ Mit dieser Befürchtung wandte sich der Dortmunder Stadtjugendring im Mai zum zweiten Mal an Ministerpräsident Johannes Rau. Ziel des Schreibens ist es, die ehemalige Polizeiwache und das Polizeigefängnis an der Steinstraße als Gedenk- und Bildungsstätte zu erhalten (die waz berichtete). Im Dezember letzten Jahres hatte der Jugendring Rau bereits angeschrieben und Unterstützung gebeten. Ein Schreiben der Staatskanzlei ermutigte die Dortmunder in ihrem Engagement und deutete eine Lösung der Grundstücksfrage zugunsten der Stadt an. Seitdem gingen vier Monate ergebnislos ins Land.



Jetzt griff der Jugendring erneut zur Feder: „Wind und Wetter“, so fürchten die Dortmunder, nagen am Gemäuer. Gefahr drohe aber auch von der lokalen CDU, die das Vorhaben „verhindern“ wolle. Die Arbeitsgemein-

bezeichnen ein Ja zur Steinwache als „erkennbares Zeichen in Richtung auf eine lebendige politische Kultur“ in NRW. Der Erhalt des Gebäudekomplexes diene dem Ziel „Vergangenheit lebendig zu halten und für die

Westdeutsche Allgemeine Zeitung,  
Dortmund, 10. 5. 1983

und »deutschem Leiden«, und wurde in mehreren Städten zugunsten eines sachlich-dokumentierenden Ansatzes abgebrochen.<sup>10</sup>

In Dortmund gab es lange Auseinandersetzungen um das Gebäude der Steinwache, das frühere Gestapogefängnis. Als (unzugänglicher) Erinnerungsort entdeckt wurde dieses Haus bereits in den 1960er Jahren im Rahmen sogenannter alternativer Stadtführungen. Der Komplex sollte zunächst einem Parkplatz weichen, dann in ein Seminarhaus umgewandelt werden. Allerdings wollte die Stadtspitze den Teil des früheren Gefängnisstraktes abreißen. Dagegen stellte sich vor allem der Jugendring: »Da haben wir gesagt, genau das Gegenteil, dann reißt lieber vorne ab, aber das Gefängnis muss erhalten bleiben. Da sind die Menschen gequält worden während des Dritten Reiches, und da soll die Ausstellung rein ...« (Interview Söder, Z. 700 ff.). Und der originale Ort erwies sich auch hier als starkes Argument: »Ein authentisches Gebäude wie die Steinwache gibt es nicht wieder, das muss bleiben« (Interview Söder, Z. 484). Eine emotionale Berührung durch »steinerne Zeugen« war von der Eröffnung bis weit in die 1990er Jahre hinein erwünscht: »Und wenn wir Besichtigungen gemacht haben und sind runter in den Keller gegangen, den Folterkeller, und haben den Leuten gesagt, guckt euch das mal hier an, nicht, ja, das erzeugt Betroffenheit« (Interview Söder, Z. 864).

Die Villa Merländer in Krefeld wurde mehr oder weniger zufällig entdeckt, ein Zeitzeuge machte darauf aufmerksam, dass sich in dem Gebäude Wandbilder von Heinrich Campendonk, einem Vertreter des rheinischen Expressionismus und bis 1933 Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie, befinden müssten. Diese wurden gefunden und freigelegt. »Und dann haben wir gedacht«, resümiert Eugen Gerritz, »mein Gott, Campendonk als Professor 1933 »entartet« rausgeschmissen aus der Akademie, Merländer, von dem wir kein Bild hatten, rausgeflogen, in ein Judenhaus gebracht und dann abtransportiert worden, dieses Haus wäre doch was« (Interview Gerritz, Z. 577).

Doch der programmatisch viel beschworene Ortsbezug der Gedenkstätten war nicht immer gleich stark und konsequent: So kann gelegentlich ein relatives Desinteresse

an der eigentlichen Hausgeschichte – z.B. in Essen in den ersten Jahren, in denen der Arbeiterwiderstand im Zentrum stand – beobachtet werden. In den meisten Fällen erweiterten sich die von außen oder selbst formulierten Aufträge der Einrichtungen über die Themen der direkten Hausvergangenheit hinaus zu universalisierten Botschaften der Humanität. Erst in den letzten Jahren und mit den in dieser Phase reformulierten oder revidierten Ausstellungen verstärkte sich der Mut zum exemplarischen Vorgehen, zur Arbeitsteiligkeit und zur Ortsspezifität der Ausstellungen (erneut) – wohl auch eine Folge der Einsicht, dass Kontextwissen über NS-Regime und Holocaust stärker vorausgesetzt werden kann als zu Anfang der 1980er Jahre.



Wulff E. Brebeck 2010,  
Foto: Bildungswerk  
der Humanistischen  
Union (HU)

Diese programmatischen und diskursiven Schleifen zeigen eine Ambivalenz oder Dialektik, die Wulff Brebeck schon 2002 in großer Klarheit reflektierte: »Man muss für die achtziger Jahre eine erstaunliche Diskrepanz feststellen zwischen dem, was man eigentlich gemeint hat zu den Fragen der Bearbeitung von Vergangenheit und Zukunftsentwicklung der Gesellschaft. Da hat man ja eigentlich immer sehr total gedacht, in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen. Es war im Grunde die Haupteinschätzung, dass sich Regionen, lokale Entwicklungen und so weiter gegenüber den Gesamtentwicklungen wenig durchsetzen könnten und eigentlich keine große Rolle spielen. Die Diskrepanz besteht darin, dass wir dann alle »Grabe, wo du stehst« gemacht und versucht haben, die Potenziale des Ortes zu erschließen, ohne es wirklich theoretisch hinzukriegen, das miteinander auszutragen. Das waren zwei Dinge, die sich auseinandergelassen haben. Gesiegt haben letztlich die Orte, würde ich mal sagen, das große Weltbild und die gesellschaftlichen Systemfragen zerbröselten dann – das Örtliche war greifbar und wurde ganz stark entfaltet und in allen Verästelungen, in vielen Personen zum beinahe ausschließlich Wichtigen. Die großen Weltbilder passten genau hier ans Ende des zwanzigsten Jahrhunderts und sind einfach passé. Man diskutiert kleinere Zusammenhänge, wird aber von internationalen Entwicklungen geprägt und gestaltet ... Die Gedenkstätten gehen auch weiterhin in Richtung des jeweiligen historischen Ortes, auch die Öffentlichkeit nimmt viel mehr diese Orte wahr. Alle großen Vorhaben im Bereich von Ausstellungswesen haben irgendwie einen regionalen oder sogar lokalen Zug« (Interview Brebeck 2002, Z. 1057 ff.). Die spezifische Zeugnisqualität der Orte hat also die großen ideologischen Erzählungen weitgehend aus dem Feld verdrängt. Dass damit wohl nicht das letzte Wort gesprochen ist, wird aus einem erneuten Zitat von Wulff Brebeck deutlich: »Auch die Orte können nur fruchtbar sein auf Dauer, wenn sie auf einen Kontext bezogen sind. Wenn wir überhaupt keinen Kontext gesellschaftlicher Entwicklung mehr definieren können oder auch überhaupt kein Subjekt von geschichtlicher Überlieferung mehr, das bröseln uns ja auch aus. Die Region ist nur eine Scheinantwort, die Nation ist es nicht mehr. Was sind Geschichtsgemeinschaften? Das neue Europa ist es auch noch nicht. Wenn wir das also alles nicht mehr beantworten können, worin liegt denn dann der Sinn der Deutung solcher Orte? Ich denke, das ist die Fragestellung, die sich jetzt in den nächsten Jahrzehnten in ganz harter Notwendigkeit aufdrängen wird« (Interview Brebeck 2002, Z. 1130 ff.).

### **Zeitliche Konstellationen und günstige Momente**

Die nach jahrzehntelangem Beschweigen endlich aufgefundenen Orte mussten zumeist sowohl kognitiv als auch materiell wieder freigelegt werden, es gab z.T. bizarre Nutzungsgeschichten und Überformungen aus der Nachkriegszeit: Die Alte Synagoge in

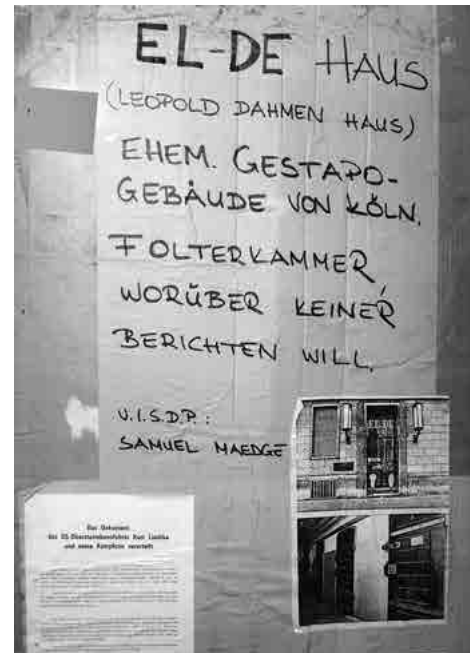


Essen etwa beherbergte unter anderem das Haus Industrieform, ein städtisches Designmuseum und diesem neuen Zweck entsprechend wurden die noch erhaltenen inneren Gestaltungselemente des Baus zusätzlich zerstört. »Alles was rund war, war eckig geworden«, resümiert Angela Genger (Interview Genger, Z. 469). In der Dortmunder Steinwache residierte eine Nichtsesshaftenstelle, die Villa ten Hompel in Münster hatte verschiedenste Nachnutzungsphasen erlebt: Unter anderem saßen dort die Entnazifizierungskommission und die Wiedergutmachungsbehörde. Der in Siegen auf dem Synagogengrund errichtete Bunker wurde als Krankenhaus-Lagerfläche genutzt – und gibt in seiner kriegsbezogenen Funktion auch Anlass zu einem »Doppelgedenken« an NS- und Kriegsofopfer. Ein Benehmen mit militärischen oder polizeilichen Instanzen zu finden, die die Geschichtsorte lange nutzten (wie in Hemer, Soest oder Stukenbrock) oder eine erinnerungspädagogische Aufgabe gegen sozialpolitische Nachnutzungen durchzusetzen (wie in Stukenbrock), bedurfte eines langen Atems und flexibler Strategien. Manchmal mussten auch Skandalisierungen helfen wie z.B. in Wuppertal, als auf dem Trümmergrundstück der ehemaligen Synagoge ein Parkhaus geplant wurde. Ein grüner Lokalpolitiker verschärfte die Debatte: »Wenn man mit diesem Trümmergrundstück den Bebauungsplan, ein Parkhaus zu errichten, verfolgte, würde man sich zum Testamentsvollstrecker von Joseph Goebbels machen« (Interview Schrader, Z. 373).

In Köln wirkten die Ende 1979 ausgestrahlte Holocaust-Serie, die als Durchbruch für die Wahrnehmung des Judenmords in Deutschland gilt, und couragierte Einzelaktionen zusammen, um die Stadt für die historische Bedeutung des EL-DE-Hauses sensibel zu machen. »Das war einerseits die Phase, wo der Holocaustfilm in Deutschland gezeigt wurde, und das war auch der Anlass, weshalb ein engagierter junger Mann ... sich öffentlich hingestellt hat und gefordert, ein solches Dokumentationszentrum im Gestapo-Gebäude zu machen ... Sammy Maedge. Wenige Monate später haben sich der Kurt Holl und der Gernot Huber, also ein Fotograf, da unten einschließen lassen und haben die Situation in diesem Keller, der einfach als Abstellraum für das Rechtsamt benutzt worden ist, fotografiert, und das ist veröffentlicht worden« (Interview Matzerath, Z. 161 f.). Andernorts konnten interessante Gerüchte (War der Altbau des Jüdischen Museums in Dorsten eventuell einmal ein jüdisches Wohnhaus?) der Überzeugungsarbeit oder Beschleunigung dienen.

Als in Münster die Villa ten Hompel als ehemaliger Sitz der Ordnungspolizei identifiziert wurde, diskutierte man in der Öffentlichkeit gerade intensiv die 1993 und 1996 erschienenen Bücher von Browning und Goldhagen.<sup>11</sup> Alfons Kenkmann, damals als Hochschulassistent an der Universität Münster tätig, begriff die Zusammenhänge und Chancen schnell und entwickelte ein museales und didaktisches Konzept. Von Bedeutung für die Konzeptentwicklung war hier auch die Nähe einer Polizeihochschule in Münster-Hiltrup.

Auf den ersten Blick unkomplizierter erscheint ein interessanter Sonderfall: Die regionale Gedenkstätte »Landjuden an der Sieg« geht zurück auf eine 1983 präsentierte ambitionierte Wechseiausstellung im Rhein-Sieg-Kreis »Juden an Rhein und Sieg«.



Sandwich-Plakat aus den Durchsetzungskämpfen in der aktuellen Dauerausstellung des NS-Dokumentationszentrums Köln. Foto: Bildungswerk der HU

Gedenkfeier am  
9. November 1983 am  
Marktplatz Dorsten.  
Foto: Jüdisches  
Museum Westfalen,  
Archiv



Mit der Feststellung, hier ein Thema als Alleinstellungsmerkmal gefunden zu haben, begann die Suche nach einem dazu passenden Ort; als sich die Chance ergab, das Haus der jüdischen Familie Seligmann zu nutzen, folgte 1988 der erste Förderantrag. Es dauerte vom ersten Impuls bis zur Eröffnung der Gedenkstätte 1994 elf Jahre – trotz breiten politischen Konsenses eine lange Entwicklungszeit, wie in manch anderen Beispielen, etwa Dortmund (ebenfalls elf Jahre). In den konkreten lokalen Konstellationen scheint oftmals die Politik eine treibende Rolle bei einer gleichzeitig Bedenken formulierenden Verwaltung eingenommen zu haben. Das Beispiel der Alten Synagoge Essen (Interview Genger, Z. 370 ff.) demonstriert aber auch die umgekehrte Konstellation. In einigen Fällen sind mehrere Schritte des personellen und räumlichen Ausbaus (oder »Rückbaus«!) verteilt über einen längeren Zeitraum von großer Bedeutung (in Köln, Dorsten und Krefeld etwa) oder es gab relevante Schübe konzeptioneller Neuorientierung in Verbindung mit Umzug und Umbauten (z.B. in Köln, Wewelsburg und Essen).

Die Rollen und Lernprozesse von (Kommunal-)Politikern in der Durchsetzung der Gedenkstätten bedürfen besonderer Beachtung: Die bundesweite Konjunktur der NS-Gedenktage ab etwa 1983 scheint, wie u.a. die Beispiele Bonn, Siegen und Dorsten zeigen, einen thematischen Sog erzeugt zu haben, in dessen Folge es zur Grundausstattung lokaler Selbstrepräsentation wurde, auch diese symbolische »Baustelle« zu beachten: Dass es »auch in unserer Stadt« Nazi-Täter, jüdische Gemeinden, ein Pogrom, antinazistischen Widerstand und andere Facetten dieser Geschichtsphase gab, wurde zunächst noch widerwillig zur Kenntnis genommen, dann erforscht und dokumentiert. Zusätzlich hat die Landespolitik – mit symbolischen Akten z.B. in der Ära Rau, aber auch mit erheblichen Bauzuschüssen – die Entstehung vieler Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen unterstützt. Als in Münster und Krefeld, Städten, die jahrzehntelang christdemokratisch regiert wurden, Anfang der 1990er Jahre für eine Wahlperiode eine rot-grüne Mehrheit zustande kam, ergab sich damit ein Zeitfenster, das zügig für die Institutionalisierung einer Gedenkstätte genutzt wurde.

»Ein ganz, ganz starker pädagogischer Impetus war da drin, das war bei uns allen ...«<sup>12</sup>

Seit den 1980er Jahren hat sich die Gedenkstättenpädagogik der Bundesrepublik verändert, das dokumentieren Sammelbände, Beiträge im GedenkstättenRundbrief und nicht zuletzt Gedenkstätten tagungen. In drei Jahrzehnten entfaltete sich eine zielgruppenorientierte Praxis, erweiterten sich die Formen, jüngere und ältere Lernende methodisch-didaktisch anzusprechen. Den Interviews lag daher auch die Frage zugrunde, inwieweit sich die Akteure noch heute auf den damaligen pädagogischen Impetus beziehen, ob sich die allgemeine Entwicklung in den Reflexionen der Einzelnen widerspiegelt. Zwar waren nicht alle Gesprächspartner im engeren Sinn Pädagogen, dennoch haben sie sich über konkrete oder abstraktere Bildungsziele geäußert – auch dann, wenn sie sich wie die Alte Synagoge Essen vom allgemeinen Verständnis einer Gedenkstätte abgewandt oder wie in Duisburg einen solchen Status noch gar nicht erlangt haben.

Weitreichende moralische und politische Zielsetzungen, wie sie angesichts gesellschaftlicher Ausblendungen der Verbrechen und verbreiteter Unwissenheit seinerzeit formuliert wurden, sind auf dem Hintergrund zunehmender Professionalisierung und neuer Schüler- und Besuchergenerationen nach und nach zurückgetreten. Heute gebe es mehr Vorwissen, und auch Lehrerinnen und Lehrer seien »ein bisschen gewitzter« (Interview Solf, Z. 291). Von konfrontierend-belehrenden Ansätzen distanzieren sich teils explizit, teils implizit daher die meisten Interviewten. Eine Auseinandersetzung mit den repräsentierten Themen »in offener Form« (U. Schrader) scheint an deren Stelle getreten zu sein, beispielsweise projektförmige Arbeit in den Ausstellungen, mit Quellen oder baulichen Zeugnissen: »Ich glaube, dass es in der pädagogischen Arbeit – das hat sich auch herumgesprochen – alle Möglichkeiten gibt, also alles, was an guten Methoden existiert, lässt sich in der Gedenkstättenarbeit anwenden« (Interview Genger, Z. 1277 ff.).

Dass der Verlust der Zeitzeugenschaft des Nationalsozialismus in diesem Zusammenhang noch immer als Herausforderung begriffen wird, muss kaum betont werden. Dieser und jene Befragte kompensiert die Leerstelle durch Erzählungen *über* Zeitzeuginnen sowie durch filmische und biografische Hinterlassenschaften. Eine Alternative kann die Entdeckung von Zeitgenossen der 1950er, 1960er Jahre sein, die sich (u.a. berufsspezifisch) an den Umgang mit den NS-Verbrechen erinnern, so etwa im Münsteraner Geschichtsort Villa ten Hompel: »Also Zeitzeugenschaft wandert mit den Jahresringen sozusagen weiter« (Interview Kenkmann, Z. 1074 ff.). In der Informations- und Gedenkstätte Stalag VI A Hemer können (wie auch in Stukenbrock) die angereisten Kinder und Enkel der ehemaligen sowjetischen Kriegsgefangenen in diesem Sinn zu Zeitzeugen werden; dabei geht es vorerst mehr um Zuwendung und Anerkennung denn um pädagogische Intentionen.<sup>13</sup> (vgl. Interview Klaggess, Z. 282 ff.)

Auf die für die 1980er Jahre charakteristische Funktion des Mahnens rekurren im Gespräch nur wenige – die Gedenkstätten in Dortmund und Düsseldorf tragen es jedoch weiterhin im Namen. Vielmehr dominiert, sofern die Interviewten den Auftrag ihrer Gedenkstätte oder ihres Museums benennen, das »lebendige Erinnern« (E. Cosanne-Schulte-Huxel) in verschiedenen Varianten. Stärker als in der Anfangszeit beziehen NRW-Gedenkstätten Lernende in die Erinnerungsarbeit ein, insbesondere bei der Gestaltung von Gedenktagen – so in Bonn, Dorsten, Köln. Ritualisierungen werden insgesamt kritisch gesehen.

Auch eine bewusste Emotionalisierung findet keine Befürworter, vielmehr wird auf Wissenschaftsorientierung und multiperspektivische wie künstlerische Annäherungen gesetzt. Betont sachlich ist zum Beispiel eine der neuesten Ausstellungen »Informations- und Gedenkstätte Stalag VI A Hemer« betitelt. Die Jüngeren, noch im Beruf stehenden der Befragten sind dabei, Erinnerungskultur und Gedenkstättenpädagogik phantasievoll weiter zu »renovieren« – wir fanden keine Spur der Welzerschen Wahrnehmung von »immer denselben Sprechblasenformeln und Betroffenheitsbekundungen, die mit politischer Bildung sehr wenig zu tun haben.«<sup>14</sup>

### **Kooperation – Netzwerke – Unterstützung vor Ort**

Verbindungen zu anderen Bildungseinrichtungen und Archiven – nicht zu vergessen die Mitarbeit im Arbeitskreis der nordrhein-westfälischen NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte – scheinen, u.a., indem sie Reflexionsräume auch für die Beschäftigten kleinster Einrichtungen eröffnen, den Professionalisierungsprozess zu unterstützen. Verbindliche Kooperationsbeziehungen und Netzwerke halten unsere Interviewpartner in dieser und, wie sich zeigt, in weiterer Hinsicht für bedeutsam.

Obwohl zu den Gründungsgeschichten vieler Gedenkstätten der Typus des »Einzelkämpfers« gehört<sup>15</sup>, zweifeln der langjährige Leiter des NS-Dokumentationszentrums in Köln wie die Befragten aus mehr oder weniger gesicherten Einrichtungen nicht daran, »dass die Vernetzung für die Existenz dieser Einrichtung sehr wichtig gewesen ist« (Interview Matzerath, Z. 701 f.).

Neben Repräsentanten von Parteien und Kirchen waren es auch Einrichtungen der Erwachsenenbildung: Über den Etablierungsprozess hinaus haben sie in Gestalt begleitender Arbeitskreise oder in wechselnden Veranstaltergemeinschaften mit Gedenkstätten kooperiert. Genauer zu betrachten wären jedoch die örtlichen Spezifika: Eine Universität, Museen, Bibliotheken und Theater, Großbetriebe, auch ein Standort der Bundeswehr oder der Polizeiausbildung begründen Kooperationsbeziehungen und stellen auf längere Sicht den Kontakt zu besonderen Zielgruppen her. Die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, jüdische Gemeinden, Jugendringe, um nur einige wichtige zu nennen, sind aus den Beziehungsgeflechten – im politischen Kräftespiel wie bei der jeweiligen Profilierung – ohnehin nicht wegzudenken. Dies ist vor allem der Fall in kommunal verankerten Gedenkstätten mit einem Förderverein, in dem sich Vertreter der lokalen Öffentlichkeit zusammengeschlossen haben, oder einem von vornherein heterogen zusammengesetzten Trägerverein wie in Wuppertal oder Bonn: »Das waren sehr unterschiedliche Leute, die sich da versammelt haben. Die wollten das wirklich auf so ein breites bürgerschaftliches Fundament stellen« (Interview Wüller, Z. 241 ff.). In Krefeld hingegen war die Mitgliedschaft des Fördervereins zunächst weniger plural zusammengesetzt, was sich rächte: »Die Betreiber des Fördervereins machten einen Fehler. Sie machten daraus eine rein rot-grüne Veranstaltung« (Interview Gerritz, Z. 598 f.). 1994 aber war die rot-grüne Ratsmehrheit verloren und die nun wieder regierende CDU setzte tiefe, die Arbeit der Gedenkstätte stark behindernde Umstrukturierungen durch.

In den Rückblicken auf die Gründungen der 1980er und noch der frühen 1990er Jahre werden darüber hinaus die tragenden Rollen der Überlebenden sichtbar, einzelner wie auch in Vereinen organisierter; sie haben sich an den Orten oder aus fernen Regionen zu Wort gemeldet (z.B. in Dorsten, Düsseldorf, Soest, Essen). In Dortmund



Begegnungsstätte  
Alte Synagoge  
Wuppertal – Daueraus-  
stellung, 2010 eröffnet.  
Foto: Norbert Reichling

gehört zur Geschichte der Mahn- und Gedenkstätte Steinwache ein überfraktionelles Netz aus Veteranen des Widerstandes, antifaschistischen Initiativen und Vereinen, mit einem engen Verhältnis zum historischen Ort (inzwischen haben die Nachgeborenen diese Erbschaft übernommen).

Wenn von Unterstützern die Rede ist, betonen die meisten Interviewpartner, sie hätten »immer eine gute Presse gehabt« (Interview Wüllner, Z. 592) – das betrifft die (häufig konfliktreiche) Zeit bis zur Gründung einer Gedenkstätte, aber auch die Berichterstattung über laufende Aktivitäten und spätere Umgestaltungen. Die Lokalpresse kann als Mittler gelten für die Akzeptanz der Gedenkstättenangebote und schließlich sogar für die gewandelte öffentliche Wahrnehmung von Gedenkstätten: »... und dann haben wir sehr viel gemacht, um immer wieder damit in der Presse zu stehen, dass das an der Steinwache stattgefunden hat. Das war so unser Gedanke damals, hat ja funktioniert« (Interview Söder, Z. 1630 ff.).

In der Mehrzahl der Fälle waren also komplexe Netzwerke von Initiativen, Individuen, Politikerinnen und Politikern, Experten und Journalisten an der Etablierung beteiligt. Im Erfolgsfall sei man manchmal überrascht, so mehrere Gesprächspartner, wer sich im Nachhinein jeweils Verdienste zurechne und die entscheidende Weichenstellung auf seine Fahnen schreibe.

### »... in die Mitte der politisch korrekten Gesellschaft gerückt«<sup>16</sup>

#### Eindrücke von Etablierung und Prekarität

Dass die NS-Gedenkstätten in die »Mitte der Gesellschaft« gerückt seien, ist eine oft bemühte Metapher für die auch hier skizzierten Entwicklungen. Tatsächlich lehrt ein genaues Hinschauen, dass differenziert werden muss: Sicherlich ist die bundesrepublikanische Gesellschaft über die NS-Geschichte 2013 grosso modo aufgeklärter als sie es 1980 war; doch weder haben die Themen der Gedenkstätten ihre Kontroversität verloren, noch kann etwa von einer angemessenen Ressourcen-Ausstattung all dieser Kulturinstitutionen ausgegangen werden.

In der Befassung mit den Verbrechen der Nationalsozialisten verbleibt auch im 21. Jahrhundert ein irritierendes Potenzial, das keine glatten Lehren und Lernprozesse befördert, sondern herausfordernde Fragen an die *conditio humana* nahelegt. Die von den Gedenkstätten – auch den kleinen nordrhein-westfälischen – transportierten neueren Forschungsfragen und -resultate zu Täterschaften und Profiteuren des Naziregimes, zur Volksgemeinschaft, zu noch wenig beachteten Opfergruppen, zur NS-Kontinuität nach 1945 werden in den interessierten lokalen und weiteren Öffentlichkeiten bis heute diskutiert und sind eher hinderlich für breite Zustimmung und hören nicht auf, abwehrende Projektionen – »Da sollen unsere Kinder umerzogen werden ...«<sup>17</sup> – zu wecken.

Außer den tatsächlichen Lernprozessen von Bürgern, Politikern, Presse, Multiplikatoren seit den 1970er Jahren ist eine Historie oberflächlicher Anpassung mit zu beachten: Auch »erwünschtes Sprechen« und »political correctness« wurden auf allen Ebenen geübt. Zwar ist z.B. der unbeholfene Begriff »jüdischer Mitbürger« nicht ausgestorben, aber der eingangs benannte gesellschaftlich-kulturelle Konsens wirkt doch stilbildend für die öffentlichen Diskurse. Insofern bleibt, worauf der im Zwischentitel zitierte Regionalpolitiker verweist, durchaus zwischen öffentlicher und privater Rede über die Gedenkstätten und ihre Arbeit zu unterscheiden.

Unsere fünfzehn Interviews zeigen zudem manche Ungleichzeitigkeit im Hinblick auf die alltägliche Praxis, die Ausstattung und den Stand der Professionalisierung in den Einrichtungen. Deutliche Unterschiede sind etwa zu erkennen, wenn man auf den jeweiligen Status blickt, d.h. auch auf Absicherung und Entlohnung. Die von uns Befragten waren nur knapp zur Hälfte fest angestellt, sie arbeiteten zum Teil auf der Grundlage jährlich verlängerter Verträge; mehr als ein Drittel war oder ist ehrenamtlich tätig. Dass Zeitverträge über die Jahre Unsicherheit und Frustrationen erzeugen können, verdeutlichte eine unserer Gesprächspartnerinnen; sie wechselte nach 15 Jahren ihren Beruf: »Es hat nie so eine feste Stelle gegeben, so auf Dauer angelegt, dass man über Jahre planen konnte« (Interview Wüllner, Z. 758). Aber Vertragssicherheit allein garantiert noch keine Erfolgsgeschichte, denn auch »Ein-Personen«-Gedenkstätten, von denen es in Nordrhein-Westfalen fünf gibt, können unter Dauerbelastung den selbst gesetzten und an sie herangetragenen Ansprüchen kaum nachkommen: »Also die Arbeit, die wirkliche Arbeit habe ich in den ersten Jahren komplett alleine gemacht« (Interview Schrader, Z. 633). Noch nicht einmal die Zugänglichkeit der Ausstellungen für Einzelbesucher und Lerngruppen ist überall gewährleistet; das pädagogische Angebot verharrt unter solchen Umständen beim »Nötigsten«, den Führungen. Dies steht in einem denkwürdigen Gegensatz zur in der Regel breiten lokalen Vernetzung und zivilgesellschaftlichen Verankerung der Gedenkstätten.

Ehrenamtlich geleitete Gedenkstätten ohne bezahltes Personal, das sind zehn in NRW und fünf der von uns einbezogenen, vermögen den heutigen »Standards« und den Aufgaben einer »arbeitenden Gedenkstätte«, dem viel zitierten »Gedenken, Forschen, Lernen«, ohnehin nur eingeschränkt gerecht zu werden; manche versuchen die Entwicklung ihrer Einrichtung mit (bürokratisch aufwendigen) Drittmittelprojekten zumindest punktuell voranzutreiben. Der Nachhaltigkeit dient das selbstverständlich nicht. Bleibt nach einem Jahrzehnt die Aussicht auf Professionalisierung aus, kann bei aller Identifikation, wie in Soest, schließlich Ernüchterung eintreten: »Ich habe teilweise nicht nur einen Achtstundenjob (...) geleistet, sondern vor allen Dingen an



Eingangssituation der neuen Ausstellung (2010) in der Gedenkhalle Oberhausen mit einer Installation von 1962. Foto: Bildungswerk der HU

den Wochenenden gearbeitet, ja, und Selbstaussbeutung hat ihre Grenzen« (Interview G. Rogge, Z. 792 ff.).

Mehrere unserer Gesprächspartner unterstrichen die These, dass die »Aufarbeitung der NS-Vergangenheit« heute in eine neue Phase tritt. »Mit der Generation Aufarbeitung«, so urteilt Volkhard Knigge<sup>18</sup>, »schwindet nicht nur der zentrale gesellschaftliche Akteur dieses Projekts, das Projekt selbst ändert seinen Aggregatzustand, ja, es hat ihn längst geändert.« Ansätze einer Selbsthistorisierung sind in nahezu allen neueren Ausstellungen der NRW-Gedenkstätten zu erkennen (z.B. in Münster, Oberhausen, Essen und Köln).

Gedenkstättenarbeit mag inzwischen aus der »Schmutzecke« herausgetreten sein, wie Horst Matzerath im Interview betont. Ein Ende der Anstrengungen für die Fortentwicklung der Orte bedeutet dies aber nicht: Wie sich das Verhältnis von freiwilligem Engagement und Verberuflichung genau gestalten wird, bleibt unübersichtlich. Die Existenz einzelner Gedenkstätten<sup>19</sup> ist in NRW vermutlich weiterhin angewiesen auf ehrenamtliche Arbeit vor Ort.

### **Perspektiven der Weiterarbeit**

Die institutionellen Lernprozesse oszillieren heute – je nach Thema, Zielgruppe und sonstigem Profil – zwischen »Großem« und »Kleinem«, zwischen Geschichtstheorie und Lokalgeschichte, zwischen erinnerungskultureller Großwetterlage und handfester historisch-politischer Pädagogik, geschichtspolitischen Aufträgen und besucherorientierter Sensibilität – in den Worten Habbo Knochs zwischen »populärkulturelle(r) Entortung und dezentrale(r) Konkretisierung«.<sup>20</sup>

Unsere Befunde sind nur eine erste Annäherung an das Material; weitere Analysen können verschiedenste Ebenen genauer ausleuchten, z.B. spezifische bzw. verallgemeinerbare Entwicklungsgeschichten, die (noch nicht erkennbar gewürdigte) Professionalisierungsgeschichte in pädagogischer Hinsicht, den bevorstehenden und partiell schon vollzogenen Generationenwechsel in der Gedenkstättenarbeit mit der Konsequenz ver-

änderter Ziele, Arbeitsweisen und Selbstverständnisse, den Stand der Verwissenschaftlichung oder die pädagogische Arbeit mit jugendlichen und erwachsenen Adressaten.

Die entstandenen Quellen – Audiodateien und Transkriptionen – lassen sich für wissenschaftliche Arbeiten und andere Darstellungen nutzen – u.U. gemeinsam mit weiteren Quellen aus den Kommunen oder auch in vergleichenden Studien mit anderen Bundesländern. Die hier eingefangene Akteursperspektive wäre dann ggfs. um Studien zu kommunalpolitischen Szenen, um amtliche Quellen, Pressearchive und die Sichtweisen weiterer Beteiligter zu ergänzen, um komplexere Beschreibungen einzelner »Fälle« zu ermöglichen.

Wie die Aussagen der Kolleginnen und Kollegen uns gezeigt haben, sollte die bisherige und zukünftige Entwicklung der Gedenkstätten auch – stärker als bisher beachtet – als eine Entwicklung der sie Nutzenden analysiert werden: Anders, nämlich heterogener zusammengesetzte Lerngruppen und ein Generationenwechsel auch bei den Lehrkräften haben einen ebenso starken Einfluss auf die »arbeitenden Gedenkstätten« wie deren eigene professionelle Reflexion und Debatte oder geschichtspolitische Steuerungsversuche.

Mit weiteren Untersuchungen könnte unter anderem die These überprüft werden, dass in der »Kleinteiligkeit« der nordrhein-westfälischen Erinnerungslandschaft<sup>21</sup> nicht nur ein Problem oder ein Defizit zu sehen ist, sondern in der Vielstimmigkeit der Themen, Orte, Arbeitsweisen und Trägerschaften zugleich auch eine Stärke liegt: »Die Einrichtung der Gedenkstätten ist nicht von zentraler Stelle gelenkt und über das Land verteilt worden, sondern das Ergebnis von Bürgerengagement. Hinter jeder Gedenkstätte stehen also Bürgerinnen und Bürger, denen genau diese Einrichtung wichtig war und ist. Sie kümmern sich darum, dass ›ihre‹ Gedenkstätte die ihr zuge dachte Rolle spielen kann. Auch das sorgt für eine Vielfalt der Perspektiven, die für den Gedenkstättenstandort Nordrhein-Westfalen charakteristisch ist.«<sup>22</sup>

Die mit dem teilweise verbesserten Rückhalt der Institutionen einhergehende Gefahr, dass sie mittels geschichtspolitischer Steuerung uniformer, symbolischer Politik dienstbarer werden und ihre unbequeme Offenheit verlieren könnten, ist in diesem Bundesland also mangels »Durchgriffsmöglichkeiten« geringer, insbesondere aber dank der entstandenen Beziehungsgeflechte und des Eigensinns vieler Mitwirkender. Eine Geschichtskultur, die nach jahrzehntelangem Kampf gegen Verschleierung und Beschweigen von Verbrechen immer stärker die Prinzipien der Multiperspektivität und Diskursivität vertritt, lebt von solcher Pluralität.

**Dr. Heidi Behrens** ist freiberufliche politische Bildnerin, u.a. im Bildungswerk der Humanistischen Union.

**Dr. Paul Ciupke** ist Mitglied des Leitungsteams im Bildungswerk der Humanistischen Union (Essen)

**Dr. Norbert Reichling** ist Mitglied des Leitungsteams im Bildungswerk der Humanistischen Union (Essen) und ehrenamtlicher Leiter des Jüdischen Museums Westfalen (Dorsten).



## Bibliografie zur Geschichte der Gedenkstätten in NRW

Das Bildungswerk der Humanistischen Union – langjähriger Partner der nordrhein-westfälischen Gedenkstätten im Fortbildungsbereich – hat soeben eine Bibliografie zur Entwicklungs- und Vorgeschichte der Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen veröffentlicht. Dabei sind primär – aber nicht ausschließlich – die im Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte zusammengeschlossenen Einrichtungen berücksichtigt.

Mehr als 300 Titel – davon viele aus dem Bereich der schwer auffindbaren »grauen Literatur« – geben Einblick in Gründungsimpulse der Gedenkstätten, die unterschiedlichen Profile und Weiterentwicklungen, die lokalen und regionalen Kämpfe zur Institutionalisierung der Orte und die frühen Reflexionen zu Forschung und Pädagogik.

Die Bibliografie ist auf der Website des Bildungswerks abrufbar unter: [www.hu-bildungswerk.de/onlinearchiv/bibliografie-pioniere-gedenkstaetten-05-2013.pdf](http://www.hu-bildungswerk.de/onlinearchiv/bibliografie-pioniere-gedenkstaetten-05-2013.pdf)

Damit liegt nun erstmals eine solche ausführliche Zusammenstellung vor, die die weitere Forschung zur Geschichtskultur vor Ort und landesweit unterstützen kann; auch für die kritische Reflexion der eigenen pädagogischen und wissenschaftlichen Arbeit in den einzelnen Einrichtungen und deren Veränderung sind diese Quellen aufschlussreich.

Die Zusammenstellung beansprucht nicht, eine Gesamtbibliografie zur Tätigkeit der NRW-Gedenkstätten zu sein oder zu werden. Sie ist begrenzt auf solche Bücher, Broschüren, Zeitschriftenbeiträge und Internetressourcen, die sich entweder ausdrücklich mit der Entstehung, Vorgeschichte und Geschichte der Gedenkstätten beschäftigen (d.h. Beiträge zur Geschichte des historischen Ortes kommen nur dort vor, wo sie die Frage der Gedenkstätte und ihrer Institutionalisierung berühren), oder aber solche Texte, die älter als zehn Jahre sind und somit frühe und inzwischen historische Selbstverständnisse und Arbeitsweisen beschreiben. Texte, die sich auf die geschichtskulturellen Entwicklungen in NRW insgesamt beziehen, sind vorangestellt.

Die Bibliografie entstand im Rahmen des hier vorgestellten Interview-Projekts. Sie wird von Zeit zu Zeit aktualisiert. Weil angesichts der Fülle von Beiträgen eine erschöpfende Auflistung kaum möglich ist, sind uns Hinweise auf Fehlendes willkommen.

Bildungswerk der Humanistischen Union NRW

Kronprinzenstraße 15, 45128 Essen  
[arbeitsstelle@hu-bildungswerk.de](mailto:arbeitsstelle@hu-bildungswerk.de)

- 1 Interview Elisabeth Cosanne-Schulte-Huxel (Jüdisches Museum Westfalen, Dorsten), Z. 472 f.
- 2 Aufmerksamkeit für die Perspektive der Akteure findet sich etwa bei Born, Günter: »Einzelkämpfer der Erinnerung? Entstehung, Probleme und Perspektiven der NS-Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen, in: Lotta (Hg.): Wege des Gedenkens. Erinnerungsorte an den Nationalsozialismus in Nordrhein-Westfalen, Oberhausen 2011, S. 10–29; Bauer, Nora: Akteure der Erinnerungskultur. Individuelle Bezugnahme auf die Geschichte des Nationalsozialismus als kulturelle Praxis der Gegenwart, Magisterarbeit Humboldt-Universität, Berlin 2004 (unveröff.); Theile, Elke E.: Erinnerungskultur und Erwachsenenbildung, Schwalbach/Ts. 2009; Lutz, Thomas: Zwischen Vermittlungsanspruch und emotionaler Wahrnehmung. Die Gestaltung neuer Dauerausstellungen in Gedenkstätten für NS-Opfer in Deutschland und deren Bildungsanspruch. Dissertation, Technische Universität Berlin, 2009; Knoch, Hanno:

- Die Rückkehr der Zeugen. Gedenkstätten als Gedächtnisorte der Bundesrepublik, in: Paul, Gerhard/Schoßig, Bernhard Hg.): Öffentliche Erinnerung und Medialisierung des Nationalsozialismus, Göttingen 2010, S. 116–137. Ausstellungsbegleiter/innen und ihre (oftmals der Gründungszeit verhafteten) Narrative sind Gegenstand der Arbeit von Gudehus, Christian: Dem Gedächtnis zuhören. Erzählungen über NS-Verbrechen und ihre Repräsentation in deutschen Gedenkstätten, Essen 2006.
- 3 in: Rürup, Reinhard (Hg.): Netzwerk der Erinnerung. 10 Jahre Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2003, S. 81.
  - 4 mit Unterstützung der Landeszentrale für politische Bildung NRW.
  - 5 Zu den »Lehrjahren« und frühen Lernprozessen der nordrhein-westfälischen Institutionen vgl. auch: Behrens, Heidi: »diejenigen ins Geschichtsbild holen, die nicht im Rampenlicht gestanden haben« – Erinnerungskultur, neue Lernorte und Gedenkstätten in Nordrhein-Westfalen, in: Ciupke, Paul; Faulenbach, Bernd; Jelich, Franz-Josef; Reichling, Norbert (Hg.): Erwachsenenbildung und politische Kultur in Nordrhein-Westfalen. Themen – Institutionen – Entwicklungen seit 1945, Essen 2003, S. 377–384.
  - 6 Der Befragung von 15 Exponenten (aus insgesamt im Arbeitskreis der Gedenkstätten verbundenen 24 Gedenkstätten) kann eine gewisse Aussagekraft zugesprochen werden. Als Institutionsübersichten vgl. Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte NRW e.V. (Hg.): Geschichte in Verantwortung. NS-Gedenkstätten und -Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen, Wuppertal 2013, sowie das Internetportal [www.ns-gedenkstaetten.de](http://www.ns-gedenkstaetten.de).
  - 7 Annette Kuhn, stammt aus einer protestantisch-jüdischen Familie, Historikerin und Professorin u.a. für Geschichtsdidaktik an der Päd. Hochschule Bonn, später Professur für historische Frauenforschung an der Universität Bonn.
  - 8 Interview Gerritz, Z. 577.
  - 9 Wir vermeiden aus naheliegenden Gründen – nämlich anderer Funktionsnutzungen und der musealen Überformung wegen – den Terminus des »authentischen Ortes«.
  - 10 Solch starke Betonung des »Dokumentarischen« als konsensfähig (»durch die Anerkennung von Fakten ... aus dem Deutungsgewirr und Verdrängungsgewirr herauszukommen«, so Brebeck 2002, Z. 134 ff.) erinnert an Debatten um 1960, als mit den Ergebnissen der frühen NS-Forschung auch in Pädagogik und Öffentlichkeit erste Tabus fielen; vgl. Ciupke, Paul/Reichling, Norbert: »Unbewältigte Vergangenheit« als Bildungsangebot. Das Thema »Nationalsozialismus in der westdeutschen Erwachsenenbildung 1949 bis 1989, Frankfurt/M. 1996, S. 68 ff.
  - 11 Browning, Christopher: Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die »Endlösung« in Polen, Reinbek 1993; Goldhagen, Daniel J.: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust, Berlin 1996.
  - 12 Interview Brebeck 2002, Z. 442 f. (im Rückblick auf die 1980er Jahre).
  - 13 Nickel, Oliver: Eine lange Reise ans Grab des Vaters. Begegnungen mit Angehörigen sowjetischer Kriegerstoter aus dem Ehrenfriedhof in Stukenbrock-Senne, in: LWL-Museumsamt für Westfalen (Hg.): Verwischte Spuren. Erinnerung und Gedenken an nationalsozialistisches Unrecht in Westfalen – eine biografische Suche, Münster 2011, S. 59–69.
  - 14 Weitgehend ohne Moral. Ein Gespräch mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer, in: Frankfurter Rundschau vom 16. 5. 2012.
  - 15 Vgl. Born 2011.
  - 16 Interview Solf, Z. 338.
  - 17 ... so der Tenor einer anonymen Facebook-Kampagne gegen das Jüdische Museum Westfalen (Dorsten) im Mai 2013.
  - 18 Zur Zukunft der Erinnerung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte (APuZ 25-26/2010) [www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39870/zukunft-der-erinnerung?p=all](http://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39870/zukunft-der-erinnerung?p=all) (Abruf 1. 8. 2013).
  - 19 Schloß Holte Stukenbrock – Gedenkstätte vor dem Aus, in: Westfalen-Blatt vom 1. 7. 2013.
  - 20 Knoch 2010, S. 129.
  - 21 Darin ist NRW vielleicht am ehesten Baden-Württemberg vergleichbar.
  - 22 Ingrid Schupetta 2012 – zit. nach [www.ns-gedenkstaetten.de/arbeitskreis/aktuelles/detailseite/lokale-erinnerungsorte-und-ihre-bedeutung-fuer-die-erinnerungskultur-in-nrw/1.html](http://www.ns-gedenkstaetten.de/arbeitskreis/aktuelles/detailseite/lokale-erinnerungsorte-und-ihre-bedeutung-fuer-die-erinnerungskultur-in-nrw/1.html) (Abruf 1. 8. 2013)

# Das Stalag X B Sandbostel. Geschichte und Nachgeschichte eines Kriegsgefangenenlagers

GEDENKSTÄTTE LAGER SANDBOSTEL  
MIT NEUER DAUERAUSSTELLUNG ERÖFFNET

*Andreas Ehresmann*

Im Beisein mehrerer Überlebender und zahlreicher Angehöriger wurde am 29. April 2013, dem 68. Jahrestag der Befreiung des Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlagers X B Sandbostel, die Gedenkstätte Lager Sandbostel in Anwesenheit des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, Staatsminister Bernd Neumann, des niedersächsischen Ministerpräsidenten Stephan Weil und der niedersächsischen Kultusministerin Frauke Heiligenstadt eröffnet.

Seit 2007 wurde die Gedenkstätte zwar schon provisorisch in einem angemieteten Gebäude auf dem ehemaligen Lagergelände betrieben, nunmehr konnten der Öffentlichkeit aber sieben ehemalige Lagergebäude, zwei umgebaute Ausstellungsgebäude und auf insgesamt 450 qm eine neue Dauerausstellung zur Geschichte und Nachgeschichte des Stalag X B übergeben werden. Die historischen Gebäude wurden behutsam unter der Leitung der Architekten Jens Wilke und Karsten Peper aus Horneburg saniert. Die Ausstellung wurde vom Berliner Büro »raumkollektiv« gestaltet.

Der Eröffnung vorausgegangen war ein jahrzehntelanges mühevolleres Ringen um das Erinnern am historischen »Ort der Tat« – zunächst von Einzelpersonen, später vor allem durch einen lokalen Geschichtsverein.

## **Geschichte und Nachgeschichte des Kriegsgefangenenlagers Sandbostel**

Das in der militärischen Kurzform »Stalag« genannte Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager X B wurde ab August 1939 zunächst als zentrales, später als eines von vier Kriegsgefangenenlagern im Wehrkreis X (Schleswig-Holstein, Hamburg, Bremen und nördliches Niedersachsen) nahe des niedersächsischen Dorfes Sandbostel errichtet.<sup>1</sup>

Das Lager war anfangs zur Unterbringung von 10 000 Kriegsgefangenen vorgesehen; schließlich wurden auf einem 35 ha großen Areal aber nur 32 an einer zentralen Lagerstraße gelegene steinerne Baracken für 7 500 Kriegsgefangene aufgebaut.<sup>2</sup> In Vorbereitung des Überfalls auf Frankreich, Belgien, die Niederlande und Luxemburg wurde ab 1940 die Aufnahmekapazität durch zusätzlich aufgestellte Holzbaracken dann auf 30 000 Kriegsgefangene erhöht. Insgesamt durchliefen von 1939 bis 1945 insgesamt mindestens 313 000 Kriegsgefangene, Zivil- und Militärinternierte das Lager.

Nach dem Überfall auf die Sowjetunion und der Ankunft der ersten sowjetischen Kriegsgefangenen im Oktober 1941 wandelte sich nicht nur die Belegungsstärke, sondern auch der Charakter des Stalag X B.<sup>3</sup> Während bei nicht-sowjetischen Kriegsgefangenen zwar immer wieder gegen das Kriegsvölkerrecht verstoßen wurde, es aber im Prinzip zur Anwendung kam, wurde dieses bei sowjetischen Kriegsgefangenen explizit missachtet. Insbesondere im Winter 1941/42 starben Tausende sowjetische Kriegsgefangene an Krankheiten und körperlicher Erschöpfung. Die Toten wurden in Massengräbern bestattet. Die genaue Zahl ist bis heute ungeklärt.<sup>4</sup>

Zudem wurden ab April 1945 in einem kurz zuvor geräumten Lagerteil etwa 9500 Häftlinge aus dem KZ Neuengamme und aus dessen Außenlagern in Hamburg, Bremen,



Zustand des Gedenkstätten­geländes von 2007. Bei einer ersten Baracke wurde ehrenamtlich das Dach saniert. Alle Fotos: Andreas Ehresmann

Meppen und Wilhelmshaven untergebracht, die mit Räumungstransporten in das Kriegsgefangenenlager gelangten. Die KZ-Häftlinge wurden weitgehend sich selbst überlassen. Etwa 3000 von ihnen starben auf dem Weg nach Sandbostel, im Lager und in den Tagen nach der Befreiung an körperlicher Erschöpfung, Hunger und durch Erschießen.

Als die britische Armee am 29. April 1945 das Stalag X B befreite, fanden die Soldaten insbesondere im Lagerteil, in dem die KZ-Häftlinge untergebracht waren, katastrophale Zustände vor. Überall lagen unbestattete Leichname, und die Überlebenden irrten, wenn sie noch gehen konnten, ausgezehrt und entkräftet umher. In einem Eintrag in das War Diary des 205 Military Government Detachment beschreibt Major H. Stoddard, nachdem er das Stalag X B erstmals betreten hatte, die Situation als »infact a BELSON [sic!] in miniature«. <sup>5</sup>

Nach der medizinischen Nothilfe durch die britische Armee und der Repatriierung der befreiten Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge wurde das Lagerareal kontinuierlich nachgenutzt: anfangs als britisches Internierungslager CIC No. 2 für Angehörige der Waffen-SS (1945–1948), folgend durch die niedersächsische Justiz als »Strafgefängnis Lager Sandbostel« (1948–1952), anschließend als Notaufnahmelager für jugendliche männliche Flüchtlinge aus der DDR (1952–1960) und schließlich als Materialdepot der Bundeswehr (1963–1973). <sup>6</sup>

In der deutschen Bevölkerung rund um Sandbostel fand ein bewusst herbeigeführter Verdrängungsprozess statt. Befördert wurde dieser durch die widerspruchslose jahrzehntelange Nachnutzung des geschichtsträchtigen Geländes durch »übergeordnete« Instanzen wie der britischen Armee, dem niedersächsischen Justizministerium, dem Bundesvertriebenen- und dem Bundesverteidigungsministerium. Die bereits früh einsetzende memoriale Nutzung des ehemaligen Lagerfriedhofs als »Kriegsgräberstätte Sandbostel« überlagerte die Bedeutung des einstigen Lagerstandorts und damit die moralisch-ethische Verantwortung für diesen Ort, an dem Tausende Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge gestorben waren. <sup>7</sup> Fern jeder Bedenken wurde das Gelände 1974 schließlich privatisiert, an verschiedene lokale Gewerbetreibende verkauft und zum »Gewerbegebiet Immenhain« deklariert.



In den Jahren der Nachnutzungen ist das einst 35 ha große Lagergelände immer kleiner geworden. Von den über 150 Unterkunfts- und Funktionsbaracken wurden einige von der britischen Armee gleich nach der Befreiung zum Schutz vor Seuchen niedergebrannt, andere Baracken wurden an die umgebenden Dörfer zur Unterbringung von Flüchtlingen verkauft. Einige der Gebäude wurden an Ort und Stelle weiter genutzt, andere abgerissen oder dem Verfall preisgegeben, neue Gebäude wurden errichtet und freie Flächen landwirtschaftlich genutzt. Das ehemalige Lager wurde zu einem »verlorenen Milieu«.

Ehemalige Unterkunftsbaracken, 2007

### **Geschichtsdebatten: Das Ringen um eine Gedenkstätte. Der Verein Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V. und die Gründung der Stiftung Lager Sandbostel**

Erst Ende der 1970er Jahre begannen engagierte Einzelpersonen, sich für die Geschichte des historischen Ortes zu interessieren. Den Aktiven ging es dabei vor allem um das Schicksal der in Sandbostel zu Tausenden gestorbenen sowjetischen Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge. Die grundlegende Forderung war die Einrichtung einer Gedenkstätte am »Ort der Tat«. Vor Ort stießen sie dabei jahrzehntelang auf vehemente Ablehnung.

Nach mehr als zehn Jahren Forschung wurde 1991 von den beiden Lehrern Werner Borgsen und Klaus Volland mit dem Buch »Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939–1945«<sup>8</sup> die erste Monografie überhaupt zu einem Kriegsgefangenenlager veröffentlicht. Ein Jahr später gründeten sie mit einigen Mitstreiterinnen und Mitstreitern den Verein Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V. Anfang 1994 eröffnete der Verein eine Wanderausstellung zur Geschichte des Stalag X B Sandbostel. Allein in diesem Jahr wurde die Wanderausstellung an 13 Orten gezeigt. Da es nach wie vor keinen Zugriff auf den historischen Ort gab, wurde Anfang 1998 die erste Dokumentationsstätte in einer Privatwohnung im etwa zehn Kilometer entfernten Bremervörde eingerichtet und die Wanderausstellung hier dauerhaft gezeigt. In Folge einer vehement geführten öffentlichen Kontroverse gründeten Ende 2004 neun politische und kulturelle Körper-

schaften und Initiativen die Stiftung Lager Sandbostel mit dem Ziel, am historischen Ort eine Gedenkstätte aufzubauen.<sup>9</sup> 2005 wurde durch die neugegründete Stiftung ein erstes 2,7 ha großes Teilstück des historischen Lagerareals mit neun und 2008 ein weiteres 0,5 ha großes Grundstück mit zwei historischen Gebäuden erworben. Unter den erworbenen Baracken und Gebäuden befinden sich ein bundesweit einmaliges Ensemble parallel gereihter ehemaliger Unterkunftsbaracken, eine Latrine, die Lagerküche B und mehrere Gebäude aus der frühen Nachkriegsnutzung. Da trotz des bereits 1992 erklärten Denkmalschutzes insbesondere dieser Teil des »Gewerbegebiets Immenhain« lange vernachlässigt wurde, waren nahezu alle Gebäude zum Zeitpunkt des Erwerbes in einem sehr desolaten und maroden Zustand.

### **Umzug, beginnende Professionalisierung und Förderanträge**

Mit dem Umzug der bis dato in Bremervörde ansässigen Dokumentationsstätte in ein zusätzlich angemietetes Gebäude auf dem historischen Lagergelände war es ab Mitte 2007 nach 62 Jahren erstmals möglich, Informationen zur Geschichte des Stalag X B direkt am historischen Ort zu erhalten. Gleichzeitig wurde mit der Einrichtung einer von der Stiftung niedersächsischer Gedenkstätten finanzierten Stelle eines Projektkoordinators für den Aufbau einer Gedenkstätte ein erster Schritt hin zu einer Professionalisierung der bisher vor allem ehrenamtlich getragenen Dokumentationsstätte getan.<sup>10</sup>

In der ersten Jahreshälfte 2008 wurde eine von allen Stiftungsgremien verabschiedete Gedenkstättenkonzeption erarbeitet und zur Grundlage der weiteren Aufbauarbeit sowie zweier Förderanträge gemacht. Insgesamt wurden daraufhin 2 015 000 Euro bewilligt.<sup>11</sup>

Mit diesen Mitteln erfolgte in zwei Projektphasen (2008 bis 2010 und 2010 bis 2013) die Sicherung und Sanierung des historischen Gebäudebestands, die Gestaltung des Außengeländes, der Umbau zweier Nachkriegsgebäude zu Ausstellungsgebäuden und die Erarbeitung einer Ausstellung zur Geschichte und Nachgeschichte des Stalag X B.

### **Die Sanierung der historischen Bausubstanz**

Der Aufbau und die Gestaltung der Gedenkstätte Lager Sandbostel beinhaltete zwei große Bereiche: einerseits die Sicherung und Sanierung des historischen Gebäudebestandes und andererseits die Erarbeitung einer Dauerausstellung zur Geschichte und Nachgeschichte des Kriegsgefangenenlagers Sandbostel.

Für die Sanierungsmaßnahmen an den ehemaligen Lagergebäuden wurden 2008 mehrere Leitlinien als Grundlage jeglicher Baumaßnahmen erarbeitet. Die leitende Prämisse war (und ist), dass mit der historischen Bausubstanz als unmittelbarem Zeugnis des Geschehenen so behutsam wie möglich umgegangen werden soll. Soweit es ging, wurden instabile Bauteile durch Aufdoppelungen, Verstärkungen o.ä. in ihrer Position stabilisiert. Nur Bauteile, die abgängig und für die Statik oder den Erhalt der Gebäude notwendig waren, wurden durch baugleiche, aber als neu erkennbare Bauteile ersetzt. Fehlende oder kaputte Bauteile, die nicht für den Erhalt notwendig waren (wie beispielsweise Fußböden), wurden hingegen nicht ersetzt. Ganz bewusst werden die Fehlstellen als Ausdruck der jahrzehntelangen Vernachlässigung der Bausubstanz gezeigt. Darüber hinaus war der Ansatz bei der Sanierung, den historischen Zustand nicht zu rekonstruieren, sondern die Nachkriegsüberformungen wie beispielsweise Schriftzüge, Wandbilder, Deckenverkleidungen etc. als Spuren der entsprechenden



Nutzungsschicht zu erhalten.<sup>12</sup> Dokumentiert und gesichert wurde weitgehend der Überlieferungszustand, der sich nach dem Erwerb des Areals und der Gebäude im Jahre 2005 darstellte.<sup>13</sup>

### **Ausstellungswettbewerb**

Zur Realisierung der neuen Dauerausstellung wurde im Herbst 2008 ein eingeschränktes Gutachterverfahren ausgeschrieben. Sieben Büros erarbeiteten auf Grundlage eines von der Gedenkstätte Lager Sandbostel erarbeiteten Konzeptes Entwürfe für die Gestaltung beider geplanter Ausstellungsteile.<sup>14</sup> Als Ziel der Ausstellung wurden die Darstellung der Komplexität und der gegenseitigen geschichtlichen und zeitlichen Bedingtheit sowie der Durchdringung, die sämtliche Bereiche und Nutzungsphasen des historischen Ortes als Grundkonstante durchziehen, definiert. In der Ausstellungskonzeption wurde vorgegeben, dass das »Nebeneinander von Alltag und Tod darzustellen und gleichzeitig die Hintergründe und Motive zu erhellen, seien sie ideologischer oder pragmatischer Natur, [...] das Hauptanliegen der Ausstellung zur Geschichte des Kriegsgefangenenlagers« ist. Zudem war es »das Ziel der Ausstellung zur Nachkriegsgeschichte des Lagers Sandbostel, das Nebeneinander und Gegeneinander von Gelände­nutzung und Erinnerung in seiner Komplexität darzustellen, ohne plakative Pauschalisierungen vorzunehmen.«<sup>15</sup>

Nach der Präsentation der sechs eingereichten Entwürfe beauftragte ein achtköpfiges Gutachtergremium<sup>16</sup> das Berliner Gestaltungsbüro »raumkollektiv« als Erstplatzierte mit der weiteren Bearbeitung. Das Gutachtergremium begründete die Entscheidung u.a. damit, dass das Büro »die Thematik in hohem Maße reflektiert hat [...] und [der Entwurf] bis ins Detail von hoher Qualität« sei.<sup>17</sup>

### **Die Ausstellung »Das Stalag X B Sandbostel. Geschichte und Nachgeschichte eines Kriegsgefangenenlagers«**

Die entsprechend des Wettbewerbsbeitrags des Gestaltungsbüros »raumkollektiv« realisierte Dauerausstellung ist räumlich und inhaltlich zweigeteilt und wird in zwei verschiedenen Gebäuden am westlichen und am östlichen Ende des Gedenkstättenge-

Themenbereich »Leben im Lager«. Neben den hinterleuchteten Glaswänden, Pultvitri­nen und Tischen mit thematischen Informationen stehen im stilisierten Mittelgang Informationsstelen zu verschiedenen nationalen Gefangenengruppen und hängen an der Mittelwand Einzelbiografien.

länden präsentiert. Der erste Ausstellungsteil zur Geschichte des Stalag X B (1926–1945) ist in der sogenannten »Gelben Baracke« und der zweite zur Nachgeschichte (1945–2013) in der sogenannten »CVJM-Baracke« untergebracht.

Diese Aufteilung war vor allem den beengten räumlichen Möglichkeiten der Gedenkstätte geschuldet. Sie bietet heute aber auch den Vorteil, dass der Weg von dem einen zu dem anderen Ausstellungsgebäude die ehemaligen Unterkunftsbaracken als größtes und wichtigstes Exponat quasi in die Ausstellung mit einbezieht. Bewusst wurden daher zur Unterbringung der Ausstellungsteile die beiden einzigen Nachkriegsgebäude auf dem Gedenkstättengelände ausgewählt, da diese einerseits das historische Baracken-Ensemble flankieren und andererseits in diesen die teils erheblichen Eingriffe in die Bausubstanz als weniger problematisch angesehen wurden.

Die beiden Ausstellungsteile unterscheiden sich in der Möblierung und Gestaltung und reagieren damit auf die beiden verschiedenen Ausstellungsgebäude. Während die »Gelbe Baracke« bis auf die massiven Giebelwände vollständig neu und nach energetischen Gesichtspunkten aufgebaut wurde und heute im Inneren einen modernen lichtgrau gestrichenen knapp 300 m<sup>2</sup> großen Ausstellungsraum bietet, wurde bei der »CVJM-Baracke« lediglich die Bausubstanz saniert und die Raumstruktur sowie der Charakter des Gebäudes weitgehend unverändert erhalten. Zwei notwendige Wanddurchbrüche verbinden drei zusammen knapp 150 m<sup>2</sup> große Ausstellungsräume zu einem Rundgang.<sup>18</sup>

Den Gebäuden entsprechend ist die Ausstellungsmöblierung im ersten Teil in einem mittelgrauen und weißen Farbton mit hinterleuchteten Glaswänden in einer »modernen« Architektursprache gehalten; der zweite Teil stellt sich mit einem beigeen Materialton und robusterem Design zurücknehmender und schlichter dar. Bei beiden Ausstellungsgebäuden wurde – entgegen des ursprünglichen Entwurfes des Gestaltungsbüros – darauf verzichtet, Fensteröffnungen zu schließen und mit Sichtöffnungen den Blick dramaturgisch zu lenken. Aus allen Perspektiven sind so die ehemaligen Lagergebäude als ständiger Bezug zur Geschichte und zum historischen Ort erkennbar.

### **Ausstellungsteam**

Ein weiterer Schritt zur Professionalisierung und ein großes Glück für die Ausstellungserarbeitung war, dass durch die bewilligten Fördermittel mit Jens Binner, Dörthe Engels und Andrea Genest ein ausgesprochen interdisziplinäres und ausstellungserfahrenes Team zusammengestellt werden konnte.<sup>19</sup> Das Team recherchierte in zahlreichen Archiven im In- und Ausland und erschloss bedeutende, bisher unbekannt Bestände. Dadurch konnte der Kenntnisstand der grundlegenden Studie zum Stalag X B von Werner Borgsen und Klaus Volland aktualisiert und erheblich erweitert werden. Insbesondere für die Ausstellung zur Nachkriegsgeschichte wurde zudem zu vielen Themenbereichen Grundlagenforschung betrieben.

### **Ausstellungsteil I – 1926 bis 1945**

Der Ausstellungsteil zur Geschichte des Kriegsgefangenenlagers in der »Gelben Baracke« adaptiert in seiner Ausstellungsarchitektur das Raumschema einer Unterkunftsbaracke. Mehrere in der Tiefe gestaffelte, lebensgroße, hinterleuchtete und leicht bläulich verfremdete Porträts verschiedener Kriegsgefangener, Zivil- und Militärinternierter in einem stilisierten, nicht durchschreitbaren Mittelgang prägen die Eingangsperspektive.





An den Rückseiten der Porträts schließen sich als eigenständige Ausstellungselemente Stelen zum Schicksal einzelner Gefangenengruppen an. Diese werden durch exemplarische Biografien, die in die Flurwand eingelassen sind, ergänzt. In einem angedeuteten Vitrinenband an der Wand des Mittelgangs werden zahlreiche »Henkelmänner«, also kleine Essbehälter der Kriegsgefangenen, als Massenexponat gezeigt. Bei mehreren archäologischen Grabungskampagnen wurden zahlreiche dieser »Henkelmänner« geborgen. Viele davon sind von den Kriegsgefangenen mit Bildern, Grafiken oder Texten verziert worden. Heute bieten sie in der Ausstellung die Möglichkeit, die kaum nachzuvollziehenden Massenschicksale zu individualisieren und auf einzelne Menschen zu fokussieren. Im Eingangsbereich können Besucherinnen und Besucher die Henkelmänner aus der Vitrine entnehmen. Dadurch soll eine haptische Annäherung ermöglicht und die Objekte sollen »begriffen« werden.

Im Eingangsbereich befinden sich neben einem übergeordneten Einleitungstext zur gesamten Ausstellung ein dreidimensionales Lagermodell<sup>20</sup> mit einer Computerpräsentation, welche die Transformation des Ortes von 1939 bis 2013 zeigt, und ein kurzer tabellarischer Überblick über die Vor- und Nachgeschichte des Kriegsgefangenenlagers Sandbostel. Auf zwei Luftfotos der britischen Armee vom April 1945 sind die verschiedenen Lagerbereiche, die heute noch erhaltene Bausubstanz sowie die Umgebung des Lagers farblich markiert und mit Erklärungen versehen, sodass sich leicht die Struktur des ehemaligen Lagers wie auch der heutigen Gedenkstätte sowie deren Einbettung in die Region erkennen lassen. Durch diese erste kursorische Überblicksdarstellung soll auch zufällig in die Gedenkstätte kommenden Besucherinnen und Besuchern wie beispielsweise den zahlreichen Radwandern<sup>21</sup> die Möglichkeit gegeben werden, sich auch bei einem nur sehr kurzen Besuch der Ausstellung knapp, aber doch lückenlos über die komplexe Geschichte des Ortes zu informieren.

In den nun folgenden Ausstellungsräumen wird die Geschichte des Kriegsgefangenenlagers sowohl thematisch, als auch einer gewissen Chronologie folgend dargestellt. Wesentliche zeitliche Brüche wie die Radikalisierung des Kriegsgefangenenwesens mit der Ankunft der sowjetischen Kriegsgefangenen ab Oktober 1941 und die Ankunft

Themenbereiche  
»Die Befreiung des  
Stalag X B Sandbostel«  
und »Das Internie-  
rungslager für SS-  
Angehörige 1945 –  
1948« in dem  
Ausstellungsteil zur  
Nachkriegsgeschichte  
des Stalag X B.

Tausender Häftlinge aus den Außenlagern des KZ Neuengamme im April 1945 sind als einschneidende Zäsuren in der Lagerhistoriographie inhaltlich hervorgehoben.

Anders als es die Raumstruktur mit dem stilisierten Mittelgang zunächst vermuten lässt, wird die Ausstellung an den Barackenaußenwänden »umschritten«. A-Texte leiten jeweils in die sich zum Gebäudeinneren öffnenden Themenbereiche ein. Während von den Themenräumen in der ersten Ausstellungshälfte aus jeweils auch in den Mittelgang mit den »Nationen-Stelen« gegangen werden kann, sind die Räume in der zweiten Ausstellungshälfte durch eine Wand abgeschlossen.

In den einzelnen Themenbereichen werden die Inhalte in mehreren Rezeptionsebenen präsentiert, die eine gestaffelte und je nach Interesse vertiefbare Betrachtung ermöglichen. Auf hinterleuchteten Glaswänden erläutern kurze B-Texte die einzelnen Kapitel. Auf vorgelagerten Pulten und auf zusätzlichen Tischen in der Raummitte finden sich in einer zweiten horizontalen Rezeptionsebene weiterführende Informationen. In und auf den Pulten und Tischen befinden sich dann als dritte Ebene Vitrinen, Klappbücher und Computer-, Video- und Audiostationen, die eine ausführliche Vertiefung einzelner Aspekte ermöglichen.

Die Themenbereiche sind im Einzelnen: 1. Kriegsgefangenenwesen und Aufbau des Stalag X B; 2. Bewachung und Aufnahme der Gefangenen; 3. Leben im Lager; 4. Kriegsgefangene zwischen Rassismus und politischem Kalkül; 5. Arbeit für die deutsche Kriegswirtschaft; 6. KZ-Häftlinge im Stalag X B sowie 7. Befreiung und Leben nach dem Krieg.

Bewusst wurde entschieden, in den ersten beiden Themenbereichen den rechtlichen und den administrativen Rahmen des Kriegsgefangenenwesens und des Stalag X B sowie die Struktur der Militärverwaltung und der Wachmannschaften voranzustellen. Diese Inhalte sollen zunächst die Rahmenbedingungen eines Kriegsgefangenenlagers im Nationalsozialismus klarstellen, bevor dann ab dem Themenbereich »Leben im Lager« die Kriegsgefangenen, Zivil- und Militärinternierte und KZ-Häftlinge im Fokus stehen.

Eine immer wieder auftauchende Schwierigkeit bei der inhaltlichen Präsentation einzelner Themenbereiche war die eigentlich stets notwendige Differenzierung zwischen der Situation sowjetischer und nicht-sowjetischer Kriegsgefangener. Während die Behandlung beispielsweise französischer, belgischer, polnischer oder britischer Kriegsgefangener sich weitgehend nach den Vereinbarungen der Genfer Konventionen richtete, galt dies für die sowjetischen Kriegsgefangenen nur sehr eingeschränkt bis gar nicht. Wie in jedem Kriegsgefangenenlager im Nationalsozialismus herrschten auch im Stalag X B »Zaun-an-Zaun« vollkommen verschiedene Lebensbedingungen. Um die einzelnen Themen nicht zu komplex werden zu lassen, entschied sich das Ausstellungsteam dafür, im Raum »Leben im Lager« zunächst die Lebensbedingungen der nicht-sowjetischen Kriegsgefangenen zu thematisieren und anschließend in einem Extra-Raum die der sowjetischen Kriegsgefangenen darzustellen.

Am Ende des ersten Ausstellungsteils ist in einer offenen Raumnische die Bibliothek der Gedenkstätte Lager Sandbostel mit etwa 30 laufenden Regalmetern untergebracht.<sup>22</sup> Die Besucherinnen und Besucher können hier frei Bücher entnehmen und an vier Sitzplätzen lesen. Perspektivisch sollen ein bis zwei Computerarbeitsplätze eine weitergehende Vertiefung der Ausstellungsinhalte ermöglichen. Schülerinnen und Schüler oder Studentinnen und Studenten könnten hier dann in Ruhe recherchieren und beispielsweise Facharbeiten anfertigen.



### »Meta-Texte« bzw. »Fußnoten«

In mehreren Bereichen des ersten Ausstellungsteils sind mit einer blauen »Klammer« gekennzeichnete »Meta-Texte« bzw. »Fußnoten« in den Erzählstrang eingefügt, die einen kritischen Zugang zu bestimmten Aspekten der Forschung und zu Schwierigkeiten bzw. Grenzen bei der Erarbeitung einer zeitgeschichtlichen Ausstellung aufzeigen. Damit soll den Besucherinnen und Besuchern ermöglicht werden, bestimmte Forschungsfragen zu vertiefen oder Dokumente/Artefakte vergleichend zu bewerten. Beispielsweise wird zu Beginn der Ausstellung eine größere Menge Brandreste von Abrechnungsunterlagen als Schüttung präsentiert und mit einer »Fußnote« auf die systematische Zerstörung und damit teilweise Abwesenheit von Dokumenten verwiesen. Dadurch wird deutlich, dass sich manche Fragestellungen trotz intensiver Forschung nicht mehr klären bzw. darstellen lassen. Weitere »Fußnoten« dienen der Erläuterung und der Bedeutung von visuellen Quellen wie Fotografien oder Zeichnungen für die Forschung. Auch werden anhand der detaillierten Analyse einer Personalkarte I die starke Verregelung des Kriegsgefangenenwesens sowie die Möglichkeiten und die Grenzen, die diese Personaldokumente für die Forschung bieten, aufgezeigt.

Ende des Kapitels  
Lagergeschichte:  
»Befreiung und Bilanz«.  
Rechts schließt eine in  
die Ausstellungs-  
struktur eingebundene  
Bibliothek an, in der  
sich Besucherinnen  
und Besucher zu ver-  
schiedenen fach-  
spezifischen Themen  
vertiefen können.

### Ausstellungsteil II – 1945 bis 2013

Der Ausstellungsteil zur ungleich längeren Nachkriegsgeschichte in der »CVJM-Baracke« unterscheidet sich vom ersten Ausstellungsteil zunächst grundsätzlich dadurch, dass er personallos in einer nicht heizbaren Baracke präsentiert wird. Dementsprechend musste dieses bei der Ausstellungsmöblierung und der Objektpräsentation berücksichtigt werden. Um die möglichen Temperaturunterschiede von bis zu 60 Grad und die zeitweise hohe Luftfeuchtigkeit zu kompensieren, wurde als Trägermaterial sogenanntes »Hydro-Panel« gewählt. Diese beigefarbenen Eternitplatten, die eigentlich aus dem Schwimmbadbau stammen, wurden direkt bedruckt. Acht Medienstationen sind in kühl- und beheizbaren Stahlterminals in die Ausstellungsmöbel integriert. Aufgrund der beschriebenen Klimabedingungen können nur wenige temperaturunabhängige Exponate in den eingelassenen Vitrinen gezeigt werden.

Die Inhaltsebene führt als mäanderndes horizontales Band in Hüfthöhe durch mehrere Räume der Baracke. Auf mehreren dazwischen angeordneten vertikalen Wänden befinden sich die einleitenden Kapiteltexte und hervorgehobene Einzelthemen. Die Ereignisgeschichte wird chronologisch – beginnend mit der Befreiung bis zur Gegenwart – dargestellt. Die Themenbereiche sind im Einzelnen: 1. Die Befreiung des Stalag X B Sandbostel; 2. Das Internierungslager für SS-Angehörige 1945–1948; 3. Das Strafgefängnis-Lager Sandbostel 1948–1952; 4. Das Notaufnahmelager Sandbostel 1952–1960; 5. Nutzung durch die Bundeswehr 1962–1973, 6. Das Gewerbegebiet »Immenhain« seit 1974; 7. Die Entstehung der Gedenkstätte und 8. Das Sandbostel-Gedächtnis.

Die Memorialkultur, die bereits unmittelbar nach der Befreiung mit einem ersten britischen Denkmal im ehemaligen Eingangsbereich des Lagers einsetzte, und die jüngeren geschichtspolitischen Debatten und Auseinandersetzungen begleiten die gesamte Ausstellung auf textilen Fahnen als eigenständige visuelle Ebene »hinter« der Inhaltsebene. Durch diese kontinuierliche Thematisierung der Memorialkultur erfolgt quasi ausstellungsimmanent in allen Nachnutzungsphasen der stetige Verweis auf die zugrunde liegende Geschichte des Stalag X B. Die Memorialkultur kulminiert dann in einem abschließenden Raum mit der Entwicklung der Gedenkstätte seit den 1980er-Jahren, dem Aufbau der Gedenkstätte und dem Umgang mit dem historischen Ort in der Gegenwart. Insbesondere die Thematisierung der in der Region sehr sensibel wahrgenommenen emotionalen Konflikte und vehementen Auseinandersetzungen um die Gedenkstätte ist seit Beginn der Forschungen durch das Ausstellungsteam von verschiedenen Seiten intensiv und teils durchaus kritisch beobachtet worden.

Mit dem »Sandbostel-Gedächtnis« befindet sich mittig im zentralen Ausstellungsraum ein weiterer wichtiger Themenbereich. An dieser Stelle wird die Erinnerung der Überlebenden an Sandbostel in der Memoirenliteratur sowie in Ausstellungen und Denkmälern in vielen Ländern Europas dargestellt. Deutlich wird, dass bei Kriegsgefangenen, Militär- und Zivilinternierten sowie KZ-Häftlingen aus über 50 Staaten, Kolonien und Dominions (nach damaliger Zählung) auch die Erinnerung in heute über 100 Staaten präsent ist.

Als verbindende »Klammer« der beiden räumlich getrennten, inhaltlich aber zusammengehörigen Ausstellungsteile dient die Befreiung des Stalag X B am Ende des ersten und zu Beginn des zweiten Ausstellungsteils. Während der Ausstellungsteil zur Geschichte des Stalag X B mit dem KZ-Auffanglager, der Befreiung und den ersten Hilfsbemühungen der Gefangenen selbst endet, beginnt der Ausstellungsteil zur Nachgeschichte ebenfalls mit der Befreiung der Tausenden Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge und insbesondere den umfangreichen Rettungs- und Hilfsbemühungen der britischen Armee. Durch diese inhaltliche Überschneidung wird auch in der »Nachkriegsausstellung« immer wieder der Bezug zum historischen Ort und vor allem zu den den Nachnutzungen vorausgegangenen Geschichte deutlich.

## **Schluss**

In den ersten Monaten nach der Eröffnung hat eine deutlich gestiegene Zahl von Besucherinnen und Besucher die Gedenkstätte Lager Sandbostel besichtigt; im Schnitt waren es bisher über 1200 Besucherinnen und Besucher pro Monat. Ein großer Teil davon sind Einzelbesucherinnen oder -besucher. Positiv ist dabei hervorzuheben, dass viele Besucherinnen und Besucher aus der Umgebung der Gedenkstätte kommen.



Bereits seit dem Umzug der ersten Dokumentationsstätte aus Bremervörde auf das historische Gelände im Jahr 2007 und verstärkt nach der Eröffnung der neuen Ausstellung hat sich offensichtlich das Bewusstsein durchgesetzt, dass es der Gedenkstätte Lager Sandbostel nicht darum geht, die Bevölkerung der Region »anzuklagen«, sondern nach wissenschaftlichen Standards die Geschichte und die Nachkriegsgeschichte des Stalag X B aufzuarbeiten und mit einer sensiblen gedenkstättenpädagogischen Arbeit zu vermitteln. Die grundlegende Motivation ist es, den in Sandbostel verstorbenen Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen ein ehrendes Andenken zu bewahren. Für alle drei Aspekte bietet die neue Gedenkstätte die besten Voraussetzungen.

Sanierte »CVJM-Baracke« aus der frühen Nachkriegsnutzung. In dieser Baracke ist der Ausstellungsteil zur Nachkriegsgeschichte des Stalag X B Sandbostel zu sehen.

### **Zukünftige Vorhaben – Ausblick**

Mit der Eröffnung der neuen Ausstellung ist die inhaltliche Arbeit nicht abgeschlossen. Die umfangreichen neuen Bestände, die bei den Recherchen gesichtet und erschlossen wurden, müssen in das Archiv der Gedenkstätte eingepflegt werden. Dazu ist es dringend notwendig und geboten, die Archivausstattung zu professionalisieren und eine Personalstelle zu schaffen. Bei den umfangreichen Recherchen zur Ausstellung sind zudem zahlreiche Fragen aufgeworfen und Forschungsdesiderate deutlich geworden, die nun in hausinternen und externen Forschungs- und Studienprojekten, in universitären Qualifizierungsarbeiten oder in Schulabschlussarbeiten untersucht werden sollten.

Nach Fertigstellung der Ausstellung kommen nun immer wieder auch Besucherinnen und Besucher in die Gedenkstätte, die zunächst zögernd erzählen, dass sie auch noch Fotos, Dokumente oder Objekte ihres Vaters oder Großvaters haben und diese der Gedenkstätte übergeben würden. Dabei handelt es sich um Bestände aus allen eingangs beschriebenen Nutzungsphasen.

**Andreas Ehresmann** war von 2007 bis 2013 Projektkoordinator für den Aufbau der Gedenkstätte Lager Sandbostel und verantwortlicher Kurator der neuen Ausstellung. Seit 2013 ist er Geschäftsführer der Stiftung Lager Sandbostel und Leiter der Gedenkstätte Lager Sandbostel.

- 1 Grundlegend zur Geschichte des Stalag X B siehe: Werner Borgsen/Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939–1945. Bremen 2010 (Erstauflage 1991). Ein Katalog mit den aktuellen Forschungsergebnissen der 2013 eröffneten Dauerausstellung wird derzeit erarbeitet.
- 2 Nach der Heeres-Dienstvorschrift 38/12 (Dienstanweisung über Raumbedarf, Bau und Einrichtung eines Kriegsgefangenenlagers) hätten eigentlich 40 Unterkunftsbaracken für je 250 Kriegsgefangene errichtet werden sollen. Kurzfristig wurde aber die geplante Lagerbelegung auf 7500 Kriegsgefangene reduziert und dementsprechend nur 32 Baracken realisiert.
- 3 Siehe hierzu: Jens Binner, Die sowjetischen Kriegsgefangenen und das Stalag X B Sandbostel: Verwaltung, Arbeitseinsatz, Massensterben. In: Das Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener 1941 bis 1945. Dokumentation der Fachtagung am 17. Oktober 2011 in der Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert (Gedenkarbeit in Rheinland-Pfalz 7), hg. v. der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz. Mainz 2012, S. 11–35.
- 4 Aufgrund neuerer Forschungen können aktuell 4 690 verstorbene sowjetische Kriegsgefangene namentlich nachgewiesen werden. Es ist davon auszugehen, dass die Zahl der Toten wesentlich höher ist, diese lässt sich aber nicht quantifizieren und belegen. Darüber hinaus können 472 Tote anderen Nationen zugeordnet werden. Bei einem prozentualen Vergleich der verschiedenen nationalen Mortalitätszahlen zeigt sich die exorbitante Differenz der Gefangenengruppen: Die 103 nachweisbaren Toten bei mindestens 90 000 französischen Kriegsgefangenen entsprechen einer Mortalitätsrate von 0,1%; dem gegenüber entspricht die Mortalitätsrate bei mindestens 70 000 sowjetischen Kriegsgefangenen mit 4 690 nachweisbaren Toten 6,7%.
- 5 The National Archives, London, WO 171/7931, Eintrag vom 30. April 1945. Siehe zu den Zuständen bei der Befreiung ausführlich: Klaus Volland: Sandbostel 1945: »... ein wirklicher Turm von Babel« oder die dreifache Befreiung. In: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 2 (Kriegsende und Befreiung). Bremen 1995. S. 35–51 sowie: Henrike Illig: Die Befreiung des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Sandbostel und der Umgang der britischen Befreier mit der deutschen Bevölkerung. In: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 12 (Zwischenräume. Displaced Persons, Internierte und Flüchtlinge in ehemaligen Konzentrationslagern). Bremen 2010. S. 11–21.
- 6 Siehe ausführlich: Andreas Ehresmann: Die frühe Nachnutzung des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Sandbostel unter besonderer Betrachtung des britischen No. 2 Civil Internment Camp Sandbostel. In: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 12 (Zwischenräume. Displaced Persons, Internierte und Flüchtlinge in ehemaligen Konzentrationslagern). Bremen 2010. S. 22–34.
- 7 Bezeichnenderweise wurde ein erstes 1945 von der britischen Armee im Eingangsbereich errichtetes Denkmal bereits 1948 nach Auflösung des Internierungslagers von unbekannter Hand wieder entfernt. Bis 1974 überdauert hatte hingegen ein 1943 auf der gegenüberliegenden Straßenseite errichtetes Denkmal für die im Dienst gestorbenen deutschen Wachsoldaten. Ebenfalls vor dem ehemaligen Lageringang wurde 1953 ein bis heute erhaltener Gedenkstein in Erinnerung an den Arbeiteraufstand in der DDR am 17. Juni 1953 aufgestellt. Erst seit 1983 erinnert im Eingangsbereich eine Stele an die verstorbenen Kriegsgefangenen.
- 8 Werner Borgsen/Klaus Volland: Stalag X B Sandbostel. Zur Geschichte eines Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers in Norddeutschland 1939–1945. Bremen 1991.
- 9 Die Träger der am 17. Dezember 2004 gegründeten Stiftung Lager Sandbostel sind: Land Niedersachsen, Landkreis Rotenburg (Wümme), Samtgemeinde Selsingen, Gemeinde Sandbostel, St.-Lamberti-Kirchengemeinde Selsingen, Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e. V., Pro Europa e. V., Geschichtsfreunde Sandbostel e. V., Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.  
Zu der Auseinandersetzung um die Einrichtung einer Gedenkstätte am historischen Ort und der Gründung der Stiftung Lager Sandbostel siehe die kontinuierlichen Berichte im GedenkstättenRundbrief. In chronologischer Reihenfolge: Dietmar Kohlrausch: Der Verein Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V. In: GedenkstättenRundbrief 85 (10/1998). S. 10–16; Niedersächsische Gedenkstätten, Resolution zur Erhaltung des Kriegsgefangenen- und KZ-Auffanglagers Sandbostel. In: GedenkstättenRundbrief 86 (12/1986). S. 26; Klaus Volland: Frischer Wind und langer Atem. Aktuelle Entwicklungen in der Gedenkstätte Sandbostel. In: GedenkstättenRundbrief 127 (10/2005). S. 3–8 sowie Teilnehmer der Fachtagung »Gedenkstätte Sandbostel: Bewahren, Gestalten, Beleben«, Resolution. In: GedenkstättenRundbrief 135 (2/2007). S. 17–18.
- 10 Von 1998 bis 2007 wurde durch den Verein Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V. eine private Wohnung im etwa zehn Kilometer entfernten Bremervörde als Ausstellungs- und Veranstaltungsraum sowie als Büro, Archiv und Bibliothek genutzt. Mit Klaus Volland war ein Gymnasiallehrer für 10 Wochenstunden für die inhaltliche Arbeit und die Betreuung von Schulklassen abgeordnet.

- 11 Die Mittel wurden (nach der Förderhöhe gelistet) zur Verfügung gestellt von: Bundesrepublik Deutschland, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Landkreis Rotenburg (Wümme), Europäische Union, Hermann Reemtsma Stiftung, Niedersächsische Sparkassenstiftung, Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege, Samtgemeinde Selsingen, Deutsche Stiftung Denkmalschutz, Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Dokumentations- und Gedenkstätte Sandbostel e.V., Stadt Bremervörde, Gemeinde Gnarrenburg.
- 12 Die verschiedenen, sich teilweise durchdringenden und für das ungeübte Auge oftmals kaum zu unterscheidenden Nutzungsschichten müssen zukünftig noch durch Hinweistafeln in situ kommentiert werden.
- 13 Siehe ausführlich dazu: Andreas Ehresmann: Die Neugestaltung der Dokumentations- und Gedenkstätte Lager Sandbostel. Ein Sachstands- und Werkbericht. In: GedenkstättenRundbrief 143 (2008). S. 14–24.
- 14 Die aufgeförderten Gestaltungsbüros waren: graphische werkstätten feldstraße GbR, Hamburg; ikon Ausstellungen, Hannover; Hinz & Kunst, Braunschweig; Büro Anat Frumkin, Hamburg; GfG/Gruppe für Gestaltung GmbH, Bremen; milkmonkey//analog & digital, Düsseldorf sowie das Büro raumkollektiv, Berlin. Die Büros graphische werkstätten feldstraße und Anat Frumkin sind eine Bürogemeinschaft eingegangen und in der Folge als ein Bewerber aufgetreten.
- 15 Christian Römmer: Ausstellungskonzeption Gedenkstätte Lager Sandbostel – Leitlinien und Themen. Sandbostel 22. Juli 2010. S. 1 f.
- 16 Das Gutachtergremium setzte sich zusammen aus: Prof. Dr. Inge Marszolek (Professorin an der Universität Bremen und kommissarische Vorsitzende der wissenschaftlichen Fachkommission der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten), Dr. Detlef Garbe (Direktor der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Vorsitzender des Fachbeirats der Stiftung Lager Sandbostel und Vertreter der wissenschaftlichen Fachkommission des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien), Hermann Luttmann (Landrat des Landkreises Rotenburg/Wümme), Karl-Heinz Buck (damaliger Vorstandsvorsitzender der Stiftung Lager Sandbostel), Helmut Neiß (in Vertretung des Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung Lager Sandbostel, Clement-Volker Poppe), Werner Borgsen (Dokumentations- und Gedenkstätte Lager Sandbostel e.V.), Andreas Ehresmann (Projektleiter der Stiftung Lager Sandbostel und Leiter der Gedenkstätte Lager Sandbostel), Christian Römmer (Projekt Ausstellungskonzeption der Gedenkstätte Lager Sandbostel); als nicht stimmberechtigter Gast nahm Dr. Jens Binner (Gedenkstätte Lager Sandbostel) an der Präsentation und der anschließenden Sitzung teil.
- 17 Aus der Dokumentation des Gestaltungswettbewerbs von Christian Römmer. Sandbostel 16. Dezember 2010. S. 12.
- 18 Die restlichen Räume in der »CVJM-Baracke« werden nicht durch die Ausstellung genutzt. Teils sind die Böden nicht mehr vorhanden; diese werden sukzessiv mit Jugendprojekten wieder hergestellt. Die nicht beheizten Räume werden dann zukünftig in den Sommermonaten als Gruppenräume genutzt.
- 19 Ergänzt wurde das Ausstellungsteam durch die studentische Mitarbeiterin Claudia Schaaf.
- 20 Das Lagermodell wurde bereits 1994/95 von einer Schulklasse aus dem angrenzenden Ort Selsingen erarbeitet. Da den Schülerinnen und Schülern seinerzeit nur begrenztes Quellenmaterial zur baugeschichtlichen Entwicklung des Stalag X B zur Verfügung stand, sind einige Teile des Modells falsch. Da dieses Modell aber in einer Zeit gebaut wurde, in der in der Region die Erinnerung an den historischen Ort noch weitgehend verdrängt wurde, hat es neben dem Nutzen als dreidimensionales Anschauungsobjekt vor allem auch einen hohen memorialen Aspekt. Die Fehler im Modell und die memoriale Bedeutung werden in einer erweiterten Modellunterschrift erläutert.
- 21 Die Gedenkstätte Lager Sandbostel befindet sich, teils zufällig, an mehreren Radwanderrouten im Landkreis Rotenburg (Wümme), nämlich: »Nutztierroute«, »Steinerlebnisroute«, Radwanderweg »Vom Teufelsmoor zum Wattenmeer« und »Mühlenroute«. Dadurch kommen viele Radwandertouristinnen und -touristen spontan in die Gedenkstätte Lager Sandbostel, die sich lediglich im Rahmen einer Pause kurz informieren wollen.
- 22 Zur Bibliothek der Gedenkstätte Lager Sandbostel siehe: Catrin Gold: Leseorte. Ein Führer zu 125 Bibliotheken zwischen Elbe und Weser. Stade 2009. S. 358–363.

# »Alltag Zwangsarbeit 1938–1945«

DIE NEUE DAUERAUSSTELLUNG IM DOKUMENTATIONSZENTRUM  
NS-ZWANGSARBEIT BERLIN-SCHÖNEWEIDE

*Christine Glauning*

Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide befindet sich am historischen Ort eines ehemaligen Zwangsarbeiterlagers, das als Gesamtensemble noch so gut erhalten ist wie kaum ein anderes Lager.<sup>1</sup> 2006 wurde es nach langjährigem bürgerschaftlichen Engagement als Abteilung der Stiftung Topographie des Terrors auf einem Teil des Lagerareals eröffnet. Die zentralen Aufgaben des neuen Dokumentationszentrums hat ein international besetzter Gründungsbeirat 2005/2006 erarbeitet und empfohlen, hier einen Ausstellungs-, Archiv- und Lernort zu errichten, der einen Schwerpunkt auf das Schicksal der zivilen Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen legt. Für diese Gruppe gab es bis dato in der deutschen und europäischen Gedenkstättenlandschaft noch keinen zentralen Erinnerungsort. Die anderen Zwangsarbeitergruppen sollten dabei jedoch ebenfalls berücksichtigt werden. Die europäische Dimension der NS-Zwangsarbeit sollte sich auch in der internationalen Ausrichtung des Dokumentationszentrums zeigen – insbesondere in Ausstellungen, aber auch Veranstaltungen und dem Bildungsprogramm.<sup>2</sup>

Seit 2006 hat das Dokumentationszentrum in einer dafür wieder hergerichteten ehemaligen Unterkunftsbaracke wechselnde Ausstellungen zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit präsentiert. Diese zeigten Zwangsarbeit in einem lokalen bzw. regionalen Kontext (Zwangsarbeit im Großraum Berlin)<sup>3</sup>, gingen aber auch darüber hinaus in überregional konzipierten Ausstellungen, die z.T. in Kooperation mit internationalen Partnern erarbeitet wurden.<sup>4</sup> Eine erste kleinere Dauerausstellung (»Bausteine«) informierte von 2006 bis Anfang 2013 über die Geschichte des Zwangsarbeiterlagers in Schöneweide und die Entstehungsgeschichte des Dokumentationszentrums.

2010 kam zu den bislang sechs Baracken des Dokumentationszentrums die »Baracke 13« neu hinzu, die von allen Lagergebäuden in der Nachkriegszeit am wenigsten verändert wurde. Behutsam restauriert und in ihrer Struktur wiederhergerichtet, sparsam musealisiert mit Zitaten von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, veranschaulicht sie die Unterkunftsbedingungen und den Lageralltag.<sup>5</sup>

Parallel dazu sind in den ersten Jahren eine Spezialbibliothek zur NS-Zwangsarbeit sowie ein Archiv aufgebaut worden. Der größte Zuwachs für das Archiv ergab sich durch die Übergabe der umfangreichen Sammlung der Berliner Geschichtswerkstatt an das Dokumentationszentrum 2011.

Einen zentralen Schwerpunkt der Arbeit bildete von Beginn an die Entwicklung verschiedener Bildungsangebote vor allem für Schulklassen. Dabei wurde Wert auf eigenständiges Lernen am und mit dem historischen Ort gelegt. Im Rahmen einer »Geländeselbsterkundung« dienen verschiedene Bildungsmodule dazu, mithilfe von historischen Fotografien oder Biografien ehemaliger Zwangsarbeiter wesentliche Inhalte zu erschließen. Seit 2008 findet zudem jährlich ein internationales Jugendworkcamp auf dem Gelände des Dokumentationszentrums statt.

Das Dokumentationszentrum hat sich in den letzten Jahren zur Anlaufstelle für viele unterschiedliche Anfragen entwickelt: von Schülern und Studierenden, Hobby-





Eingangsbereich der Dauerausstellung. Alle Fotos (soweit nicht anders bezeichnet): Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin Schöne-weide, Volker Kreidler

und Fachhistorikern bis hin zu ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen und vermehrt deren Nachfahren. Eine beratende Tätigkeit übt das Dokumentationszentrum zudem in den Fällen aus, in denen es um die Arbeit an und den Umgang mit historischen Orten, insbesondere ehemaligen Zwangsarbeiterbaracken geht.

Von Beginn an war die Errichtung einer größeren Dauerausstellung zur Geschichte der NS-Zwangsarbeit geplant. Im Herbst 2010 konnte schließlich – nach den Finanzierungszusagen durch den Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und die Stiftung Deutsche Klassenlotterie – mit den konkreten Vorbereitungen für die Erarbeitung der Dauerausstellung begonnen werden. Zum Ausstellungsteam gehören die Kuratorinnen und Kuratoren Uta Fröhlich (Projektkoordination ab September 2012), Daniela Geppert, Dr. Christine Glauning, Iris Hax, Thomas Irmer, Dr. Silvija Kavčič (Projektkoordination bis August 2012) und Frauke Kerstens, die unter der Projektleitung der Autorin die Ausstellung vorbereiteten und umsetzten.

In einem 2011 durchgeführten Realisierungswettbewerb haben sechs Ausstellungsbüros ihre Entwürfe eingereicht und präsentiert. Nach zweitägiger intensiver Beratung hat die Fachjury einstimmig Julia Neubauer und Ruth Schroers von »büroberlin« als Siegerinnen des Wettbewerbs bestimmt. Der Entwurf der beiden Gestalterinnen überzeugte wegen der kreativen, partizipativen und innovativen Lösungen der im Wettbewerb gestellten Aufgaben, insbesondere wegen des sensiblen Umgangs mit der vorgegebenen räumlichen Situation in der ehemaligen Unterkunftsbaracke im Kontext zum Gesamtgelände sowie der Präsentation von unterschiedlichen Biografien.

Die im Mai 2013 eröffnete neue Dauerausstellung »Alltag Zwangsarbeit 1938–1945« hat sich zum Ziel gesetzt, ausgehend von der Geschichte des historischen Ortes in

Schönevide die Praxis des millionenfachen Zwangsarbeitseinsatzes und die europaweite Dimension der NS-Zwangsarbeit zu dokumentieren. Dabei ist der Titel »Alltag Zwangsarbeit« in doppelter Hinsicht zu verstehen: Die Ausstellung legt einen Schwerpunkt auf den Alltag der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, zeigt aber auch auf, dass diese zum Alltag der deutschen Bevölkerung während des Zweiten Weltkrieges gehörten. Letzteres wird auch heute noch auf den ersten Blick vor Ort deutlich: Das Zwangsarbeiterlager in Schönevide entstand inmitten eines Wohngebietes, sodass die Anwohner von ihren Fenstern aus direkt auf die Baracken schauen konnten.

Daraus resultieren die drei Leitthesen der Ausstellung: Zwangsarbeit war ein Massenphänomen, Zwangsarbeit war allgegenwärtig, und der Alltag der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen war – trotz aller ökonomisch-rationalen Überlegungen – schlussendlich von der rassistischen Hierarchie der NS-Ideologie geprägt. Im Zentrum der Ausstellung steht die Geschichte der mit rund 8,4 Millionen Menschen größten Gruppe, die im Deutschen Reich eingesetzt war: zivile Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Aber auch das Schicksal der anderen Zwangsarbeitergruppen wird exemplarisch beleuchtet: Dazu gehört der Zwangsarbeitseinsatz von deutschen Juden, Sinti und Roma und der als »asozial« Stigmatisierten vor Kriegsbeginn, ebenso der Arbeitseinsatz der Kriegsgefangenen und KZ-Häftlinge sowie der Zwangsarbeiter in den besetzten Gebieten.

Berlin rückt aus mehreren Gründen in den Fokus der Dauerausstellung: Die »Reichshauptstadt« war nicht nur Rüstungszentrum mit hunderttausenden Zwangsarbeitern, die in rund 3000 Sammelunterkünften untergebracht waren, sondern Berlin war auch Machtzentrum des NS-Regimes und Sitz der für die Planung und Organisation des gesamten NS-Zwangsarbeitseinsatzes zuständigen zentralen Behörden und Institutionen.

Im ersten Raum der Ausstellung (Prolog) werden zum einen die Geschichte des historischen Ortes vorgestellt, zum anderen die drei Leitthesen visualisiert. Im Zentrum steht ein großer Kubus, der den Besucher empfängt: Durch mehrere Öffnungen ermöglicht dieser »Guckkasten« Einblicke ins Innere auf ein großes Lagermodell und verschiedene Projektionen. Dadurch kann der Besucher die Perspektive eines Anwohners und Zuschauers einnehmen. Hier wird zum einen das »GBI-Lager 75/76«<sup>6</sup> in Schönevide als Typus eines spät errichteten Sammelagers mit heterogener Belegung vorgestellt, zum anderen das Umfeld mit Wohnhäusern in der Nachbarschaft und einer hochindustrialisierten Umgebung veranschaulicht. Schönevide bildete seit Beginn des 20. Jahrhunderts eines der Berliner Industriezentren und wurde während des Zweiten Weltkrieges zu einem wichtigen Rüstungsstandort mit zahlreichen Zwangsarbeiterlagern und Betrieben, die für den Krieg produzierten. Die Geschichte des Lagers Schönevide zeigt exemplarisch, was überall im Deutschen Reich die Regel war, heute aber kaum noch sichtbar und an kaum einem Ort noch so eindrücklich wie hier zu sehen ist: Zwangsarbeit fand vor aller Augen statt.

Eine Installation von zahlreichen, unterschiedlich hohen »Fotostapeln« veranschaulicht mithilfe der breiten fotografischen Überlieferung aus zahlreichen Archiven visuell die drei Kernthesen der Ausstellung. Jede Kernthese wird zudem von einem Filmausschnitt unterstützt: Zwangsarbeit als Massenphänomen – exemplarisch gezeigt durch Szenen von der Verteilung von Hunderten von sowjetischen Kriegsgefangenen im Hof des Alten Schlosses in Stuttgart; Allgegenwart der Zwangsarbeit – private Filmaufnah-



Fotostapel zu den drei Leitthesen: Massenphänomen – Allgegenwart – Rassismus

men in Farbe aus Berlin zeigen Menschen im Ausflugslokal, die auf Zwangsarbeiterbaracken blicken bzw. Deutsche zusammen mit sowjetischen Zwangsarbeiterinnen auf der Straße; Rassismus und Zwangsarbeit – Filmaufnahmen von einer Haar-Scher-Aktion wegen einer verbotenen Liebesbeziehung in Steinsdorf/Schlesien.

Ein eigenes Narrativ verläuft im Mittelgang des Ausstellungsraumes und zeigt exemplarische Biografien der unterschiedlichen »Akteure«. Dieser Begriff wurde gewählt, um die klassische Täter-Opfer-Dichotomie zu durchbrechen, die die Vielschichtigkeit menschlichen Handelns nur unzureichend wiedergibt. Zu den Akteuren zählen zum einen die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen selbst, zum anderen die Deutschen – Täter, Profiteure, Zuschauer, Helfer. Dieser biografische Erzählstrang will die Besucher über einzelne Lebensgeschichten an das Thema NS-Zwangsarbeit heranführen und über die Biografien die Bandbreite und die wesentlichen Aspekte des Themas Zwangsarbeit deutlich machen. Dementsprechend sind die 17 Zwangsarbeiterbiografien nach nationaler Herkunft, Geschlecht, Arbeitseinsatzort, Zugehörigkeit zu einer Zwangsarbeitergruppe sowie dem Themenschwerpunkt, für den die jeweilige Lebensgeschichte exemplarisch steht, ausgewählt: z.B. Ugo Brillì, italienischer Militärinternierter und bislang einzig bekannter Überlebender des Zwangsarbeiterlagers Berlin-Schöneweide; Sinaida Baschlai aus der Ukraine, die als Zwangsarbeiterin in einem Privathaushalt eingesetzt war; Francois Cavanna, französischer Zwangsarbeiter und späterer Karikaturist, der als einer der Ersten nach 1945 über seine Erinnerungen und hier insbesondere über seine Liebe zu einer ukrainischen Zwangsarbeiterin schrieb; Hildegard Simon, deutsche Jüdin im »geschlossenen Arbeitseinsatz«, die mit Hilfe von Deutschen im Untergrund überlebte; Leonid Rjabtschenko, ukrainischer

Zwangsarbeiter, der nach der Befreiung wegen Kollaboration zu 25 Jahren Lagerhaft verurteilt wurde; Galina Romanowa, russische Ärztin und Mitglied der Widerstandsbewegung »Europäische Union«, die vom Volksgerichtshof als »Rädelsführerin« zum Tode verurteilt und in Plötzensee hingerichtet wurde; Theo de Jooden, niederländischer Zwangsarbeiter und bislang einzig bekannter Überlebender des Gestapo-Arbeitslagers Berlin-Wuhlheide; Nikolai Galuschkow aus Weißrussland, der als 15-jähriger zur Zwangsarbeit auf einem Berliner Friedhof verschleppt wurde und Gestapohaft, Folter und eine Erschießungsaktion bei Kriegsende überlebte.

Die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen kommen in den Biografievitrinen, wo immer es möglich war, via Interview zu Wort; dafür konnte auf den Interview-Bestand der Freien Universität Berlin (CEDIS) sowie der Berliner Geschichtswerkstatt zurückgegriffen werden. Die Ausstellungskuratoren haben zudem weitere Interviews in Tschechien, Italien, den Niederlanden und der Ukraine geführt.

Bei den deutschen Akteuren werden 16 Lebensläufe auf Paneelen präsentiert: Das Spektrum reicht von Tätern wie dem Hauptorganisator der Zwangsarbeit, dem »Generalvollmächtigten für den Arbeitseinsatz«, Fritz Sauckel, über den Aufsteiger Franz Mende, der vom Inspektor der Landesversicherungsanstalt Berlin zum Leiter des Amts für Arbeitseinsatz in der »Deutschen Arbeitsfront« (DAF) avancierte, sowie den SS-Offizier Max Frauendorfer, der zunächst die Schulungsämter von DAF und NSDAP leitete und ab 1939 die Zwangsarbeiterrekrutierung in Polen verantwortete, bis hin zum Arzt Karl Weninger, der Abtreibungen an Ostarbeiterinnen vornahm und nach dem Krieg zum Ärztlichen Direktor avancierte oder Paul Elbers, Polizei- und Gestapo-beamter und Leiter des Arbeitererziehungslagers Wuhlheide. Hinzu kommen Profiteure unterschiedlichster Art wie Hanns Benkert, Direktor der Siemens-Schuchert-Werke, der sich besonders mit den Methoden der Leistungssteigerung beschäftigte, oder der Musikwissenschaftler Alfred Quellmalz, der Zwangsarbeiterinnen und Kriegsgefangene für seine Volksliedforschung ausnutzte und Tonaufnahmen in verschiedenen Lagern aufzeichnete.

Gezeigt wird auch die Biografie von Rosemarie Erdmann, die als Jugendliche täglich auf dem Weg zur Schule den Häftlingen des Arbeitererziehungslagers Wuhlheide begegnete, sich mit einem italienischen Zwangsarbeiter anfreundete und ihre Erinnerungen nach Kriegsende aufschrieb, sowie der Lebenslauf eines Helfers: Horst Steinert, Mitarbeiter einer Desinfektionsfirma und im Umfeld der Widerstandsgruppe »Rote Kapelle« aktiv, der Lebensmittel, Medikamente und geheime Nachrichten in verschiedene Zwangsarbeiterlager schmuggelte.

Biografievitrinen (Zwangsarbeiter) und Biografiepaneele (Deutsche) stehen nicht getrennt, sondern wechseln sich im Mittelgang ab. Thematisch eng verzahnt und in räumlicher Nähe zu den Biografien stehen die Pultvitrinen in den beiden Seitenflügeln des Ausstellungsraumes: Sie vertiefen die Themen, die in den einzelnen Lebensläufen exemplarisch angeschnitten werden. Einer großen chronologischen Linie folgend, beginnen sie mit den Themen Zwangsarbeit vor 1939, Berlin als Machtzentrale und gehen über zum Thema Rekrutierung der Zwangsarbeiter nach Kriegsbeginn. Im Zentrum steht der Alltag, insbesondere auch die Auswirkungen der NS-Ideologie mit den daraus resultierenden Verordnungen und Gesetzen (wie »Polenerlasse« und »Ostarbeitererlasse«) auf den Alltag der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter: bei der Arbeit an unterschiedlichsten Einsatzorten wie Landwirtschaft, Privathaushalte, Kommunen,



Einblicke auf das Lagermodell.  
Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangslager Berlin-Schöneeweide, Christine Glauning



Die Themen Lageralltag und Terror



Projektionen zum Thema Rekrutierung: »Wege der Zwangsarbeiter«. Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangslager Berlin-Schöneeweide, Bianca Schröder

Kirchen und Rüstungsindustrie, die oft anstrengend, schmutzig und gefährlich war und ohne Arbeitsschutzmaßnahmen durchgeführt werden musste, und wo in begrenztem Maße widerständiges Verhalten möglich war, das streng bestraft wurde. Gezeigt wird der Alltag im Barackenlager oder anderen Sammelunterkünften wie der zum Lager umfunktionierte Schule; ein Lageralltag, in dem West- und Osteuropäer unter unterschiedlichen Bedingungen lebten und der oft von Hunger, Kälte, der Sehnsucht nach Zuhause und Luftangriffen ohne ausreichende Schutzräume geprägt war; ein Alltag, in dem Frauen spezifischen Belastungen ausgesetzt waren wie sexuellen Übergriffen, fehlendem Mutterschutz, Zwangsabtreibungen (bei Osteuropäerinnen), deren Kinder auch jenseits der Altersgrenzen zur Arbeit gezwungen wurden, oder die an Unterernährung und Vernachlässigung in »Ausländerkinderpflegestätten« starben. Zum Alltag gehörte auch der Terror sowie die permanente Furcht davor, auch bei kleineren – tatsächlichen oder vermeintlichen – »Vergehen« geschlagen, in betrieblichen Haftstätten, Gefängnissen, »Arbeitserziehungslagern« oder KZ eingesperrt zu werden, durch die Sondergerichte der NS-Justiz zu langjähriger Haft oder zum Tod verurteilt oder infolge der Gestapo-»Sonderbehandlung« ermordet zu werden.

Die letzten beiden Vitrinen widmen sich den Themen Kriegsende, Befreiung, Repatriierung und der unterschiedlichen Situation in den jeweiligen Heimatländern sowie dem Umgang mit der NS-Zwangsarbeit bzw. mit den ehemaligen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in der Nachkriegszeit am Beispiel der juristischen, weitgehend nicht erfolgten Strafverfolgung, der Erinnerung sowie der späten »Entschädigung«.

Zentrale und auch besonders komplexe Inhalte werden durch Projektionen veranschaulicht: die Rekrutierung von Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus fast ganz Europa parallel zum Kriegsverlauf, die Bandbreite der Profiteure sowie wesentliche Aspekte zum Arbeitsalltag (Zahlen und Fakten z.B. zu Arbeitseinsatzbereichen, Löhnen etc.), ein Fallbeispiel zum verbotenen Umgang zwischen deutschen Frauen und Zwangsarbeitern sowie die verschiedenen Etappen auf dem Weg zu einer Entschädigungsregelung.

Zahlreiche Fotografien bilden den Grundstock der Ausstellung: Dafür hat das Ausstellungsteam in vielen in- und ausländischen Archiven recherchiert. In Deutschland wurden sämtliche Kommunal-, Staats-, Wirtschafts- und Unternehmensarchive angeschrieben, die einen enormen Fundus an historischen Aufnahmen zutage brachten. In der Dauerausstellung ist zudem eine Reihe von Objekten zu sehen, die von privaten wie öffentlichen Leihgebern stammen.<sup>7</sup>

Historische Fotografien spiegeln lediglich eine bestimmte Wahrheit wider – das ist bekannt: Ihre Bildaussage ist abhängig vom Entstehungskontext, dem Motiv und den Beziehungen der abgebildeten Personen zueinander, dem Fotografen und seiner Funktion, dem Zweck der Aufnahme und der späteren Verwendung in einem bestimmten Zusammenhang – vom Propagandafoto aus der Dienststelle von Fritz Sauckel, das den Arbeitsalltag beschönigte und die Meldung von Freiwilligen erhöhen sollte, über die Propagandafotos einer Firma, die dokumentieren wollte, dass es »ihren« Zwangsarbeitern im Betrieb besser ging als bei der Ankunft oder von den zahlreichen überlieferten, von privaten Fotografen aufgenommenen Bildern der Haar-Scher-Aktionen an deutschen Frauen bis hin zu den zahlreichen »Knipserbildern«, die die Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen im und außerhalb des Lagers aufnehmen ließen und als Lebenszeichen nach Hause schickten.<sup>9</sup>



Epilog mit Recherche-  
station und einer Arbeit  
der Berliner Künstlerin  
Susanne Kriemann  
»Untitled« (Lager)

Wegen dieser Mehrdeutigkeit historischer Bilddokumente bietet die Ausstellung in einer weiteren Medienstation die Möglichkeit, sich der vielschichtigen Wirklichkeit von Fotografien anzunähern. Grundlage dafür ist die von Prof. Dr. Roswitha Breckner entwickelte »segmentelle Bildanalyse«. Mit dieser Methode können die Besucher ein Bild zunächst in seine einzelnen Segmente zerlegen, um diese dann separat betrachten zu können. Über verschiedene Leitfragen werden sie dazu animiert, ihre Beobachtungen festzuhalten. Anschließend werden die Bildteile wieder zu einem Ganzen zusammengefügt. Diese prozessorientierte Methode der Bildinterpretation ermöglicht ein genaueres Hinsehen und einen anderen Blick auf vermeintlich offensichtliche Darstellungen.<sup>9</sup>

Die Dauerausstellung richtet sich an ein breites Publikum, das oftmals ohne spezifische Kenntnisse über die Geschichte der NS-Zwangsarbeit das Dokumentationszentrum besucht. Dementsprechend ist auch die Form der Ausstellungstexte gewählt. Diese bilden ein eigenes Medium, eine eigene Textgattung und sollen den Besuchern ermöglichen, komplexe Inhalte – in der Regel im Stehen – wahrzunehmen und zu verstehen. Daraus – und aus den Erfahrungen in der Besucherforschung – resultieren formale Ansprüche an die Ausstellungstexte: Sie sollen die ausgestellten Exponate kontextualisieren, sie sollen kurz und schnell erfassbar sein, jede Zeile mit maximal 55 Zeichen umfasst eine Sinneinheit, die Sprache ist einfach und klar. Diese Anforderungen sind in Zusammenarbeit mit den Textern von »Die Wortstatt« umgesetzt worden, die die Ausstellungstexte nach den inhaltlichen Vorgaben der Kuratoren und Kuratorinnen in die entsprechende Form brachten.<sup>10</sup>

Im letzten Raum der Ausstellung (Epilog) gibt es für die Besucher die Möglichkeit zur Vertiefung: mit ausführlichen Sequenzen aus Interviews mit ehemaligen Zwangs-

arbeitern und Zwangsarbeiterinnen, einer Datenbank mit Lagerstandorten in Berlin und Hamburg, die je nach Forschungsstand erweiterbar ist sowie einer Datenbank mit einer exemplarischen Auswahl von Erinnerungsorten.

Die Klammer zum Beginn der Ausstellung – der Geschichte des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers Schöneweide – bildet eine Arbeit der Berliner Künstlerin Susanne Kriemann. Sie begab sich 2012/2013 auf Spurensuche nach noch existierenden Zwangsarbeiterbaracken in Deutschland und näherte sich diesen Überresten fotografisch an. Gleichzeitig ging sie der Frage nach, welche Produkte des täglichen Gebrauchs heute im Kontext mit der Geschichte der NS-Zwangsarbeit stehen und schlug so einen Bogen zu den damaligen Profiteuren der NS-Zwangsarbeit.

**Dr. Christine Glauning** ist Leiterin des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide.

### Ausstellungskatalog

Alltag Zwangsarbeit 1938–1945. Katalog zur gleichnamigen Dauerausstellung  
Hrsg. vom Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide der  
Stiftung Topographie des Terrors, Berlin 2013  
271 S., zahlr. Ill., ISBN 978-3-941772-15-1, 15,- €

- 1 Größere Barackenensembles befinden sich in Berlin-Reinickendorf, Billerbecker Weg/Krumpuhler Weg (heute Gartenarbeitsschule und Gedenkort); noch bis vor Kurzem gab es mehrere erhaltene Baracken in Marzahn-Hellersdorf, Kaulsdorfer Straße 90, die meisten wurden abgerissen; in München, Ehrenbergstraße befindet sich noch ein vergleichsweise gut erhaltenes ehemaliges Lagerareal (heute Künstlerkolonie; ein Erinnerungsort ist geplant).
- 2 Andreas Nachama, Christine Glauning, Katharina Sophie Rürup (Hrsg.): Das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide. Zur Konzeption eines Ausstellungs-, Archiv- und Lernortes, Berlin 2007, S. 50 f; vgl. Förderverein für ein Dokumentations- und Begegnungszentrum zur NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schöneweide e.V. (Hrsg.): »NS-Lager entdeckt«. Zwangsarbeiterlager Schöneweide wird historischer Lernort, Berlin 2006.
- 3 »Zwangsarbeit in Berlin 1938-1945« (Ausstellung der Berliner Regionalmuseen); »z.B. Bosch. Zwangsarbeit in Kleinmachnow« (Ausstellung von Angela Martin und Hanna Sjöberg).
- 4 »Erinnerung bewahren. Sklaven- und Zwangsarbeiter des Dritten Reiches aus Polen 1939-1945«; »Im Totaleinsatz. Zwangsarbeit der tschechischen Bevölkerung für das Dritte Reich«.
- 5 Vgl. Christine Glauning: »Baracke 13« und das Thema »Lageralltag«. Die Wiederherrichtung einer Zwangsarbeiterunterkunftsbarracke, in: Gedenkstättenrundbrief Nr. 164/2011, S. 21-30.
- 6 GBl = Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt (Leitung: Albert Speer).
- 7 Einige Exponate werden als Nachbildung präsentiert.
- 8 Vgl. Cord Pagenstecher: Erfassung, Propaganda und Erinnerung. Eine Typologie fotografischer Quellen zur Zwangsarbeit, in: Wilfried Reininghaus, Norbert Reimann (Hrsg.): Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, Bielefeld/Gütersloh 2001, S. 254-266.
- 9 Roswitha Breckner: Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien, Bielefeld 2010.
- 10 Vgl. Evelyn Dawid, Robert Schlesinger (Hrsg.): Texte in Museen und Ausstellungen. Ein Praxisleitfaden, Bielefeld 2002; zu Besucherforschung und Ausstellungstexten vgl. Annette Noschka-Roos: Besucherforschung und Didaktik. Ein museumspädagogisches Plädoyer, Opladen 1994.



# Der Erste Weltkrieg im Kontext deutscher und europäischer Erinnerungskultur

ÜBER EINE EXKURSION ZU DEN EHEMALIGEN SCHLACHTFELDERN  
IN BELGIEN UND NORDFRANKREICH

*Paul Ciupke, Anke Hoffstadt, Frank Sparing*

Im Februar 2013 fand eine Exkursion zu bedeutenden Erinnerungsorten des Ersten Weltkrieges in Belgien und Nordfrankreich statt. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen reisten als Vertreter und Vertreterinnen des Ministeriums für Schule und Weiterbildung Nordrhein-Westfalen (NRW), der Landeszentrale für politische Bildung NRW, des Kulturdezernates des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) sowie in überwiegender Zahl als leitende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Gedenkstätten, Museen und politischen Bildungseinrichtungen in Nordrhein-Westfalen mit. Das Projekt sollte zur Vorbereitung auf das kommende »Jubiläumsjahr« 2014 dienen, in dem der Beginn des Ersten Weltkrieges sich zum hundertsten Male jährt.<sup>1</sup> Die räumliche und historische Nähe vor allem des Rheinlandes zu Belgien und Frankreich bedeutet auch eine Verpflichtung, wieder an diesen Krieg, der von vielen als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« (George F. Kennan) betrachtet wird, zu erinnern.

Während der sechstägigen Busrundreise konnten die vier wichtigsten, großen Museen zur Geschichte des Ersten Weltkrieges in Belgien und Nordfrankreich besichtigt werden. Als Orte der Musealisierung des Ersten Weltkrieges wurden vor allem solche Häuser besucht, die entweder neugestaltete Dauerausstellungen präsentieren, erst kürzlich eröffnet worden sind (Meaux) oder kurz vor einer Neugestaltung stehen (Verdun). Daneben wurde bei der Auswahl darauf geachtet, dass die Annäherungen und Präsentationen des Ersten Weltkrieges exemplarisch verschiedene konzeptionelle Zugänge repräsentieren. Die vier besuchten Museen stehen außerdem jeweils für die vier bedeutendsten Frontabschnitte der Westfront, an denen die großen Schlachten des Ersten Weltkrieges ausgetragen wurden (Ypern, Somme, Marne, Verdun).

In allen Häusern, die mit einer Ausnahme (dem Mémorial de Verdun) aus finanziellen Ressourcen der öffentlichen Hand unterhalten werden, konnten im Anschluss an die Museumsbesuche Austauschgespräche mit leitenden Verantwortlichen geführt werden. Im »In Flanders Fields Museum« in Ypern bestand überdies die Möglichkeit, die Ausstellung jenseits der offiziellen Öffnungszeiten als einzige Besuchergruppe ausführlich zu besichtigen.

Neben den vier Häusern, die als Museen für die, bisweilen unterschiedlich gewichtenden »Großerzählungen« der jeweiligen Regionen sowie für durchaus verschiedene inhaltliche Schwerpunkte und Ausstellungskonzepte stehen, konnten sowohl in Belgien als auch in Nordfrankreich zentrale Gedenkort aufgesucht werden, die am historischen Ort – Soldatenfriedhöfe und Schlachtfelder – auf die Teilnahme vor allem britischer, französischer, belgischer, deutscher oder, im Fall des Mémorial Sud Africain in Longueval, auch südafrikanischer Soldaten am Ersten Weltkrieg verweisen. Da auch hier die jeweiligen Initiativen bzw. Trägerschaften in der Regel (para-)staatlich sind (hier in erster Linie die nationalen Kriegsgräber-Verbände), spiegeln diese Gedenkort ebenfalls eine jeweils spezifische Memorial-Kultur wie auch ein jeweils nationales Narrativ

vom Kämpfen und Sterben im »Großen Krieg« wider. Daneben wurde mit Stationen im belgischen Grenzgebiet und dem Besuch eines privaten Museums an der Somme zwei weiteren Perspektiven auf die Geschichte des Ersten Weltkrieges nachgegangen: Zum einen der »Spurensuche« in der Grenzregion des Dreiländerecks, dem Gebiet um Gemmenich, das am 4. August 1914 zum Einmarschgebiet der Deutschen Armee in Belgien wurde. Zum anderen richtete der Besuch des privaten Museums eines Sammlers im nordfranzösischen Pozière den Blick auch auf den populären Ausdruck von Erinnerungskultur zum Ersten Weltkrieg, wie sie in den bereisten Regionen neben dem »offiziellen« Gedenken der großen, staatlich unterhaltenen Museen und Gedenkorte eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

### **Erinnerungsorte in Ostbelgien und Flandern**

Den Auftakt der Exkursion gestaltete Herbert Ruland (Autonome Hochschule in der deutschsprachigen Gemeinschaft), der die Aufmerksamkeit in der Region um Eupen auf wenig bekannte Aspekte des Ersten Weltkrieges im besetzten Belgien lenkte.

Bereits in den ersten Wochen nach dem deutschen Einmarsch 1914 waren mehr als 6000 Zivilisten aus Angst vor Freischärlern durch deutsche Truppen getötet worden. Anhand ausgewählter Gedenksteine, die von Angehörigen auf Friedhöfen oder an den Orten von Exekutionen errichtet wurden, konnten kaum bekannte Monumente populärer Erinnerungskultur an diese Kriegsgräuere besichtigt werden. Daneben machte Herbert Ruland auf den ebenfalls kaum bekannten, von den deutschen Besatzern seit Sommer 1915 errichteten »Elektrozaun« zur niederländischen Grenze aufmerksam, der Fluchten von belgischen Zivilisten, Kriegsgefangenen und auch deutschen Deserteuren verhindern sollte. Mehr als 3000 Menschen fanden an diesem unter Hochspannung stehenden Grenzzaun den Tod.

In Flandern wurden zunächst in der Nähe von Ypern der britische Militärfriedhof in Lijssenthoek und der deutsche Soldatenfriedhof in Langemarck besucht, um einen vergleichenden Eindruck von den unterschiedlichen Erinnerungskulturen zu gewinnen, die in den verschiedenen Gestaltungsmerkmalen zum Ausdruck kommen. Die Unterhaltung und Ausgestaltung der Friedhöfe liegt in Händen der jeweiligen Kriegsgräberorganisationen (Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge, Commonwealth War Graves Commission).

In Lijssenthoek befand sich von 1915 bis 1920 das größte Evakuierungslazarett der Ypern-Front. Auf dem dazugehörigen Militärfriedhof sind über 10 000 Soldaten v.a. des britischen Commonwealth bestattet, die im Lazarett ihren Verletzungen erlagen oder dort namentlich bekannt geworden waren, sodass die Gräber hier beinahe ausnahmslos individuell auf die in Lijssenthoek Bestatteten verweisen. Im September 2012 wurde, finanziert und erhalten von der Vlaamse Gemeenschap und der Stadt Popperinge, ein kleines sehr aufmerksam gestaltetes Besucherzentrum eröffnet, das mit Fotografien, Objekten und Hörstationen in die Geschichte des historischen Ortes einführt. Besonders auffällig und interessant sind hierbei die biographischen Zugänge, die dem spezifischen Charakter des Friedhofes mit seinen individuellen Gräbern folgen.

Der deutsche Soldatenfriedhof in Langemarck ist eng mit dem verklärenden »Langemarck-Mythos« verknüpft und wurde auf Initiative studentischer Bünde nach Umbettung von 10 500 gefallenen deutschen Soldaten aus in der Region verstreuten Gräberstätten im Juli 1932 eingeweiht. Das Gräberfeld ist mit Eichen bepflanzt und von einem



Der deutsche Soldatenfriedhof in Langemark ist eine gezielte Geschichtsinzenierung zur Unterstützung des sogenannten Mythos von Langemark. Alle Fotos: Paul Ciupke



Gräberreihen auf dem englischen Soldatenfriedhof Lijssenthoek



Das neue Besucherzentrum von Lijssenthoek, in dem die Biografien der gefallenen Soldaten in den Mittelpunkt gerückt werden.

Wall mit davorliegendem Wassergraben umfriedet. Eine Linie von 52 Granitblöcken mit Inschriften beteiligter Truppenteile und studentischer Verbindungen bilden den vormaligen Frontverlauf nach. Mitte der 1950er Jahre wurde die Anzahl der dort bestatteten deutschen Soldaten auf über 44 000 erweitert, davon mehr als 25 000 in einem Gemeinschaftsgrab. Seit 2006 befindet sich an der Nordseite ein tunnelartiges Gebäude, in dem mit audiovisuellen Installationen Informationen zum Kriegsverlauf und zum Friedhof angeboten werden.

Das 1998 als Neukonzeption eines Vorgängermuseums gegründete »In Flanders Fields Museum« in der Lakenhalle in Ypern verdankt seinen Namen dem englischsprachigen Gedicht von John McCrae aus dem Jahre 1915. Nach einer Umbauphase und einer grundlegenden Veränderung der Dauerausstellung wurde das Museum im Juni 2012 wiedereröffnet. In der Ausstellung werden aus den verschiedenen Perspektiven der am Ersten Weltkrieg beteiligten Nationen die wesentlichen Entwicklungslinien des Konfliktes rekonstruiert und ihre kulturelle Verarbeitung thematisiert.

Daneben wird ein besonderer Schwerpunkt auf die Auswirkungen des Krieges auf die Landschaft in West-Flandern und die Stadt Ypern gelegt (»spatial history«). Im Zentrum stehen jedoch persönliche Geschichten von Individuen, die durch Ausstellungsobjekte, interaktive Installationen oder eine filmische Darstellung durch Schauspieler und Schauspielerinnen (re-)präsentiert werden. Mit einer multimedialen Darstellung, die auf verschiedene Art und Weise die vom Krieg betroffenen Menschen zu Wort kommen lässt, kann die Ausstellung weitgehend auf erklärende Texte verzichten. Im Ergebnis kann man das »In Flanders Fields Museum« als ein europäisches Friedensmuseum bezeichnen.

### **Erinnerungsorte an der Somme (Picardie)**

Das Historial de la Grande Guerre in Péronne ist in der Gedächtnisregion Somme angesiedelt, wo von Juli bis November 1916 britische und französische Truppen eine der verlustreichsten Schlachten des Ersten Weltkrieges gegen das deutsche Heer führten.

Das »Historial« wurde seit Mitte der 1980er Jahre geplant und am 1. Juli 1993 in der um einen integrierten Beton- und Glasbau erweiterten, mittelalterlichen Königsburg von Péronne eröffnet. Die Dauerausstellung wurde von einer internationalen Historikerkommission erarbeitet und konzentriert sich auf die drei Nationen (England, Frankreich und Deutschland), die 1916 an der Somme kämpften, wobei eine betont vergleichende Fragestellung und Präsentation verfolgt wird.

Die Ausstellung ist einer Kulturgeschichte des Krieges gewidmet, die den Blick auf die vielfältigen kulturellen Produktionen und Innovationen, die im Krieg und durch den Krieg entstanden sind, richtet und danach fragt, wie sich die betroffenen Menschen den Krieg kulturell angeeignet haben. Die gleichberechtigte Darstellung von Erfahrungen an der Front und in der »Heimat« unterstreicht die umfassende Wirkung des Krieges auf das Alltagsleben.

Dabei werden, ausgehend von den mentalen und sozialen Gegebenheiten im imperialen Europa der Vorkriegszeit, Ausdrucksformen von nationalen Feindbildern und Kriegsmentalitäten präsentiert, wie sie durch Kriegsinstrumente, Ausrüstung und »Grabenkunst« im weitesten Sinne im soldatischen Kriegserleben oder auch etwa am Beispiel von »Liebesgaben« oder Schlachten-Devotionalien für das Alltagsleben an der »Heimatfront« zum Ausdruck kamen.

Das Kriegsgeschehen bleibt in der Ausstellung weitgehend ausgespart und auch die Präsentation der Objekte in Bodenauslassungen überlässt die Rekonstruktion und Einordnung in historische Kontexte weitgehend den Besucherinnen und Besuchern. Abgesehen von einigen zeitgenössischen Filmdokumenten, die ihrerseits in ihrem Objektcharakter präsentiert sind, verzichtet die Ausstellung auf den Einsatz audiovisueller Medien. Die Ausstellung schließt mit einer Auswahl von Objekten zum Kriegsende und zu den Nachwirkungen des Krieges auf die (politische) Kultur der drei zentralen Länder Deutschland, Frankreich und England und ihr Verhältnis zueinander.

Auf dem Militärfriedhof in Longueval sind mehr als 5500 gefallene Soldaten des britischen Commonwealth bestattet, darunter etwa 3500 unbekannte Soldaten. Der überwiegende Teil von ihnen ist während der Kämpfe im nahe gelegenen Delville-Wood im Juli und August 1916 gefallen. Da drei an den Kämpfen beteiligte Bataillone aus Süd-Afrika dort besonders schwere Verluste erlitten, ist in Longueval 1926 das South-Africa National Memorial (Mémorial Sud-Africain) eingeweiht worden, das den Südafrikanern gewidmet ist, die an den verschiedenen Kriegsschauplätzen der beiden Weltkriege und des Korea-Krieges gedient haben. 1986 wurde die Anlage des National Memorial (ein Torbogen mit Skulpturen- und Gedenkstein-Anlagen) um das Museum for the South African Forces ergänzt. Die in der (der Zitadelle von Kapstadt nachempfundenen) Atrium-Halle gezeigte Ausstellung dokumentiert den Einfluss des Ersten Weltkrieges auf das »Nation Building« nach dem Waffenstillstand. Das Beispiel des südafrikanischen Museums zeigt besonders eindrucksvoll, wie die Teilnahme am Ersten Weltkrieg auch Jahrzehnte später zum erinnerungspolitischen Instrument wurde, wenn es, wie im Falle des südafrikanischen Apartheidsstaates in der noch unter Präsidentschaft von Pieter Willem Botha eingeweihten Ausstellung, vor allem um nationales Selbstverständnis ging.

Als Kriegsüberrest zieht der riesige Minen-Krater von La Boisselle unweit von Longueval bis heute jährlich tausende, hauptsächlich britische Besucherinnen und Besucher an. Am 1. Juli 1916 wurde hier der Beginn der britischen Somme-Offensive durch die Zündung einer Sprengmine unter der vordersten deutschen Linie eingeleitet. Der dadurch entstandene Krater ist heute im britischen Erinnerungshaushalt zentraler Gedenkort, an dem in den frühen Morgenstunden eines jeden 1. Juli mit Niederlegung von »poppy flower«-Gestecken (mit der Mohnblume als Symbol des Ersten Weltkrieges auf dem Kontinent) des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges gedacht wird.

In Pozières konnte im Café-Restaurant »Le Tommy« (genannt »Tommy-Bar«) die Gelegenheit wahrgenommen werden, das von dem Eigentümer angelegte und der Gaststätte angeschlossene private Museum zu besichtigen. Im dahinter gelegenen Garten ist eine Schützengraben-Installation zu sehen, die mit uniformierten Schaufensterpuppen und zahlreichen Bodenfunden aus der Region ausgestattet ist. Daneben sind weitere Stücke ähnlicher Provenienz in einem Nebenraum in Vitrinen ausgestellt. Derartige, zumeist auf Privatinitiative von Militaria-Sammlern geschaffene Museen existieren zahlreich an den verschiedenen Frontabschnitten des Ersten Weltkrieges in Frankreich und dürften es zusammen auf beachtliche Besuchszahlen bringen, sodass ihr Einfluss auf die Gedenkkultur nicht zu unterschätzen ist. Ihre Gestaltung und Aussage ist dabei weitgehend durch klassische Militärmuseen inspiriert.

Das als letzte Station an der Somme besuchte Denkmal in Thiepval wurde 1932 eingeweiht und ist mit 160 000 Besucherinnen und Besuchern jährlich die wichtigste

britische Gedenkstätte in Frankreich. Auf einem in Ziegelbauweise errichteten 45 Meter hohen Torbogen sind dort die Namen von mehr als 72 000 vermissten britischen und südafrikanischen Soldaten eingemeißelt. Angeschlossen ist ein kleiner Soldatenfriedhof. 2004 ist in Zusammenarbeit der britischen Regierung mit dem Historial de la Grande Guerre ein Besucherzentrum eingerichtet worden, das mit einer audiovisuellen Ausstellung über den Kriegsverlauf und das Denkmal informiert.

### **In Meaux – ein Museum über den »Großen Krieg« an der Marne**

Das Musée de la Grande Guerre du Pays de Meaux wurde im November 2011 eröffnet. Es befindet sich in der historischen Region der beiden großen Marne-Schlachten, die im September 1914 und im Juli 1918 stattfanden.

Die Dauerausstellung schöpft aus einem Fundus von 20 000 Objekten und 30 000 Dokumenten zum Ersten Weltkrieg, die zuvor von einem Privatsammler zusammengetragen wurden. Dabei ist die Ausstellungsarchitektur zweigeteilt und bietet zunächst in einem großen, zentralen Saal dynamisch präsentierte Schaufensterpuppen in zeitgenössischen Uniformen und die Inszenierung von Schützengräben und Unterständen, die durch Geräuscheffekte und Filmsequenzen einen emotionalisierten Zugang bieten. In einem parallelen Gang, von dem mehrere kleinere Säle und Nischen abzweigen, wird eine Fülle von Objekten in Flach- oder Wandvitrinen ausgestellt, die auf thematisch strukturierte Zugänge in den einzelnen Räumen verweisen. Während die Perspektive im großen Saal ein deutliches Gewicht auf nationale Identifikation legt, besteht das Hauptmerkmal der Objektpräsentation im parallelen Trakt auf Waffen, Ausrüstungen und Uniformen. Mentalitätshistorische oder soziale Aspekte des Krieges, wie etwa die Rolle von Frauen oder die Strukturen und Wirkweisen patriotischer Mobilisierung, finden sich in der Ausstellung eher knapp abgebildet, sodass der Erste Weltkrieg fast ausschließlich als militärisches Ereignis inszeniert ist. Trotz der intensiven Nutzung von modernster Museumstechnik, von audiovisuellen Angeboten über interaktive Stationen bis hin zu Hands-on-Bereichen, knüpft die Präsentation inhaltlich an traditionelle Militärmuseen an.

### **Erinnerungsort Verdun – Kriegsgerät, Forts, Gewerke, Memorialkultur**

Das Mémorial de Verdun wurde 1967 eröffnet und gilt nach wie vor als eines der bedeutendsten Museen über den Ersten Weltkrieg. Die Ausstellung im »Mémorial« ist um ein inszeniertes »No-mans-land« angeordnet, in dem zahlreiche Bodenfunde aus der Umgebung integriert sind. Neben vor allem größeren Exponaten, die direkt aus Armeebeständen übernommen wurden, besteht die Ausstellung fast ausschließlich aus gespendeten Objekten aus dem Besitz von Veteranen oder ihren Angehörigen. Diese Objekte haben in gewisser Hinsicht den Charakter von »Opfergaben«, die damit die Bedeutung der Ausstellung, die weniger als Musealisierung des Krieges, denn als Rahmung eines quasi sakralisierten Gedenkortes zu verstehen ist, unterstreichen.

Dieser Eindruck verstärkt sich zudem mit Blick auf die zahlreichen Gedenk- und Erinnerungsmonumente und die Inszenierung von Überresten am »authentischen Ort«, wie etwa dem zerstörten Dorf Fleury devant Douaumont, an dessen vormaligen Straßen Schilder und Steinblöcke auf die Lage der zerstörten Gebäude von der Schule bis zum Metzgergeschäft hinweisen und dem bis vor Kurzem immer noch ein gleichwohl symbolischer, aber real amtierender Bürgermeister vorstand.

Das Ossuaire de Douaumont (das Beinhaus von Douaumont) wurde bereits kurz nach Ende des Krieges als würdiger Aufbahrungsort für die unzähligen, nicht identifizierbaren Gefallenen der Verdun-Schlacht geplant und nach Fertigstellung im August 1932 eingeweiht. Die Gebeine von etwa 130 000 unbekanntem Soldaten sind hier in 46 Kammern bestattet. Gegenüber dem Ossuaire befindet sich ein französischer Militärfriedhof, auf dem 16 000 Soldaten bestattet sind. 1984 wurden Beinhaus und Friedhof als Ort für eine symbolische deutsch-französische Versöhnung genutzt, als sich der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl und Frankreichs Präsident François Mitterrand gleichsam »über dem Schlachtfeld« die Hände reichten.

Das Fort Douaumont, die Überreste des mächtigen Verteidigungswerkes über der Woëvre-Ebene, war bis vor wenigen Jahren hingegen vor allem als französischer Erinnerungsort identifiziert. Seit 2009 ist über den Trümmern der Festung neben der französischen auch die deutsche Fahne gehisst, zur Erinnerung an die Toten beider Länder, die über Monate um das Fort und den Douaumont, den Bergrücken über Verdun, gegeneinander kämpften.

Als stärkstes Werk des äußeren Festungsgürtels vor Verdun war das Fort zu Beginn der deutschen Offensive nur schwach besetzt, konnte überraschend am 25. Februar 1916 im Handstreich eingenommen werden und wurde erst nach verlustreichen Kämpfen am 24. Oktober 1916 von französischen Truppen zurückerobert. Insgesamt wurde das Fort im Ersten Weltkrieg von schätzungsweise 400 000 Granaten getroffen. Von den Deutschen war das Fort im Wesentlichen als Schutzraum genutzt worden. Bei einer Explosion in einem Munitionsdepot kamen im Mai 1916 etwa 900 Soldaten ums Leben, von denen 679 in einer zugemauerten Kasematte »bestattet« sind, da das Sperrfeuer ihre Beerdigung unmöglich machte. In dieser Deutschen Kapelle wird den eingemauerten Toten bis heute von offizieller wie privater Seite regelmäßig mit Kranzniederlegungen gedacht.

Wie an allen Stationen der Exkursion deutlich wurde, sind die Erinnerungskulturen in Belgien und Nordfrankreich von den Reiseteilnehmerinnen und -teilnehmern als enorm vielschichtig erlebt worden. Neben den nationalen Großerzählungen vom Ersten Weltkrieg, akademischen oder bewusst emotionalisierenden Herangehensweisen in den großen Häusern der musealen Vermittlung, stehen Erinnerungskonzepte und -erscheinungen, die stiller oder auch, im Gegenteil, in ihrer Ritualisierung am Ende profaner wirken. Als Orte des Andenkens an die militärischen Opfer des Krieges bildet die äußerst bedrückende Zahl der Soldatenfriedhöfe in ihrer sepulkralen Ästhetik hier die eine Seite.

Daneben scheint aber vor allem der »authentische Ort«, der »auratische Ort« des Schlachtfeldes auf den ersten Blick dazu angetan zu sein, (populär-)sakralisierende oder zeremonialisierende Erinnerungsformen zu bestärken, wie sie etwa in Ypern zum »Last Post« unter dem Menenpoort täglich stattfinden. Dass sich jenseits ritualisierter oder von offizieller Seite erinnerungspolitisch initiiertes kollektiver Erinnerungskulturen auch das profane Gedächtnis etabliert findet, zeigte nicht zuletzt eine Begegnung mit Teilnehmern einer »Reenactment«-Gruppe, die sich – gekleidet und ausgestattet mit deutschen Uniformen und Ausrüstungsgegenständen eines Heer-Soldaten der kaiserlichen Armee – am 22. Februar 2013 aufmachte, durch einen Aufmarsch vor dem Ossuaire de Douaumont des Beginnes der Schlacht um Verdun vom 21. Februar 1916 zu gedenken.

## **Der Erste Weltkrieg in belgischen und französischen Museen und Gedenkortern.**

### **Einige vergleichende Aspekte**

Mit der Exkursion zu Museen und Gedenkortern in Belgien und Nordfrankreich wurde der Reisegruppe ein breites Panorama an erinnerungspolitischen und -kulturellen Verarbeitungs- und Darstellungsweisen der Geschichte des Ersten Weltkrieges in den beiden Ländern vorgestellt. Dabei wurde entlang der zahlreichen Stationen in beiden Ländern deutlich, dass die besuchten Institutionen, Gedenkort, Monumente und inszenierten Überreste in ihrer lokalen Einbettung jeweils Teil einer komplexen Erinnerungslandschaft sind – im geographischen wie mentalen Sinne. Als Schauplatz des Krieges von 1914 bis 1918 wurden weite Landstriche Frankreichs und Belgiens wiederholt nahezu vollständig zerstört, Kleinstädte, landwirtschaftliche Strukturen – das zivile Leben – in Flandern, an der Somme, der Marne und vor Verdun von Wellen kriegerischer Verheerungen gleichsam überrollt oder durch bisweilen monatelange Kämpfe vollständig ausgelöscht. Der »Große Krieg« war gleichsam »vor Ort«, hat Spuren hinterlassen, sich in lokale Familiengeschichte eingeschrieben und das Gesicht von Regionen bis heute verändert. Diese Präsenz des Krieges, die Schauplätze als »authentische Orte«, bedingen auch heute das Wesen der Erinnerungskultur in Belgien und Frankreich. Dies mag ein Grund dafür sein, dass der Erste Weltkrieg in der bundesdeutschen Erinnerungslandschaft – insbesondere in seiner offiziellen Lesart – einen vergleichsweise geringen Raum einnimmt, der überdies durch die Aufarbeitung und Dokumentation der Geschichte des Nationalsozialismus, des Zweiten Weltkrieges und der Schoa sowie deren Darstellung und Vermittlung in Gedenkstätten, Dokumentationszentren und Bildungsangeboten in Deutschland überschrieben ist.

Neben der geographischen Eingebundenheit der erinnerungskulturellen Konjunkturen in Belgien und Frankreich, auf deren Boden, anders als in Deutschland, der Erste Weltkrieg stattgefunden und (musealisierbare) Spuren hinterlassen hat, spielt nicht nur der Kriegsschauplatz eine gewichtige Rolle in der unterschiedlichen Verarbeitung des Ersten Weltkrieges. Vielmehr scheint es gerade auch bedeutsam, wie der Krieg – von seinem Anfang wie von seinem Ende aus gedacht – in der jeweiligen nationalen Erinnerungserzählung eingeordnet wird. Hier mag es entscheidend sein, dass in Frankreich und Belgien der Perspektive auf den Krieg vor allem auch der Blickwinkel der »Überfallenen« und »Angegriffenen«, aber auch die Wahrnehmung der »Sieger« innewohnt, bisweilen selbst dann, wenn sie sich mit dem Anspruch eines internationalen oder grenzüberschreitenden Blickes der überlieferten Objekte annimmt. So spiegelt sich nach den während der Exkursion gewonnenen Eindrücke häufig wider, was George L. Mosse als Unterschied zwischen »Sieger-« und »Verlierernationen« beschrieben hat:<sup>2</sup> eine umso scharfkantigere Abgrenzung in ein »Wir« und ein »die Anderen«, insbesondere dort, wo es um kollektivierende Prozesse oder Zusammenhänge geht (zu nennen sei hier z.B. die Darstellung des »Schützengrabens« und der »Schützengrabengemeinschaft« im Musée de la Grande Guerre du Pays de Meaux). Was Mosse für die Nachkriegszeit veranschaulicht, hat möglicherweise nachhaltige Konsequenzen für den Charakter auch der heutigen, seit den 1920er Jahren gewachsenen Erinnerungslandschaft in Belgien und Nordfrankreich: Nicht der Krieg an sich, dafür aber die verteidigende Teilnahme am Krieg sowie der Sieg sind sinnstiftend. Die Gedenk- und Erinnerungsorte kennzeichnen insofern Gemeinschaft und Vergemeinschaftungsprozesse (Nation Building). Offen muss bleiben, inwiefern die Niederlage des Deutschen Kaiserreiches mitsamt der





Im Historial de la Grande Guerre in Péronne werden vor allem Objekte in vergleichender Absicht gezeigt: Die Regalreihen stehen jeweils für Frankreich, Großbritannien und Deutschland.



Die Objekte werden teilweise auch in Bodenausstellungen gezeigt, die Rekonstruktion und Einordnung in historische Kontexte wird weitgehend den Besucherinnen und Besuchern überlassen.



Das Mémorial de Verdun wurde 1967 eröffnet und gilt nach wie vor als eines der bedeutendsten Museen über den Ersten Weltkrieg.

alsbald »wirksam« ins Werk gesetzten »Dolchstoßlegende« eine kollektivierende Form des Erinnerns an den Ersten Weltkrieg gehemmt hat. Oder (wie etwa mit Blick auf den Soldatenfriedhof von Langemarck deutlich werden kann) einen spezifischen Opferkult in den Mittelpunkt gestellt hat, wo Niederlage, Kriegsverwundung, Invalidität, Hunger und Tod den Krieg jeglicher Sinnhaftigkeit jenseits des »Opferganges« entkleiden.

Ausstellungen und Inszenierungen in den Museen und Gedenkort, an denen dem biographischen, individualisierenden Moment breiter Raum in der Darstellung von Zusammenhängen zukommt, schaffen es womöglich – in der vergleichenden Betrachtung der einzelnen Stationen der Exkursion – am ehesten, Kategorien wie Nation oder auch Gender kritisch mit einzubeziehen. So stehen etwa im »In Flanders Fields Museum« Erzählungen zu britischen, deutschen, belgischen und französischen Soldaten in der Darstellung von beispielhaften Einzelschicksalen gleichwertig nebeneinander. Mit der offen kommunizierten Über-Inszenierung durch den Einsatz von Schauspielern und Schauspielerinnen werden dabei Emotionalisierungs- und Identifizierungs-Prozesse zwischen Besucherinnen und Besuchern und »Objekt« transparent gemacht; die Visualisierung und Medialisierung scheint weniger manipulativ oder wird als Vermittlungs-Weg der Kritik zugänglich. Gleiches gilt, wenn die Ausstellung Krankenschwestern, Mütter, Ärzte, Soldaten, weibliche und männliche Zivilbevölkerung parallel in den Blick nimmt, wo es etwa um Kriegsverwundung geht. Ähnliches bleibt den Besucherinnen und Besuchern auch für das Besucherzentrum in Lijssenthoek in Erinnerung. Obwohl der Friedhof in erster Linie Gräberstätte für gefallene britische Soldaten ist, sind die hier vorgestellten Einzelbiographien oder individuellen Zeugnisse in erster Linie die von Soldaten, Krankenpflegenden oder Lazarett-Kräften, weniger die von Briten und Britinnen.

Weniger explizit sucht das Historial de la Grande Guerre die Einzelperson, das Einzelschicksal in seine Darstellung zu integrieren. Hier sind es vielmehr die Objekte einer »culture de guerre«, die durchgängig in dreiteiliger Perspektive – der deutschen, französischen und britischen – veranschaulichen, wie gleichförmig bzw. ihrem Wesen nach austauschbar die Feindbildstereotypen der Vorkriegszeit, der Hass der Kriegsjahre, die Techniken und Erscheinungen des Kriegs- und Überlebensgerätes im Schützengraben waren. Über die Gegenstände vermittelt sich hier der handelnde Mensch, der die Gegenstände erfunden, künstlerisch gestaltet, gebaut und schließlich benutzt hat. Nationalismen verblasen – selbst im Kontext des sehr intellektuellen, analytischen Vermittlungsweges des »stillen Museums« (Gerd Krumeich) von Péronne.<sup>3</sup>

Jenseits der Ausstellungsräumlichkeiten, seien sie in Belgien oder Nordfrankreich, spielen dennoch nationale Perspektiven eine enorme Rolle. So ist zu beobachten, dass sowohl in Belgien als auch in Nordfrankreich ein hauptsächlich von britischen Besucherinnen und Besuchern dominierter »battlefield tourism« die Erinnerungslandschaft der besuchten Regionen prägt (mit Ausnahme von Meaux, das offenbar weniger häufig als »authentischer Ort« wahrgenommen wird, möglicherweise auch aufgrund seiner Nähe zu Paris). Die »poppy flowers«, der rote Klatschmohn als Symbol für die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges in Belgien und Frankreich, scheinen allgegenwärtig. Wie stark britische Truppen vor allem an den Siegen an einzelnen Frontabschnitten beteiligt waren, mag dabei die Intensität bedingen, mit der heute der britischen Teilnahme am Ersten Weltkrieg gedacht wird. Flandern und die Somme sind hier eindeutig hervorzuheben. Dagegen ist Verdun ein vor allem französischer (bzw. französisch-deutscher)

Erinnerungsort: vor Ort, in der offiziellen wie »privaten« Erinnerungskultur und im Weltkriegstourismus – wie auch als »lieu de mémoire« im Sinne Pierre Noras.<sup>4</sup>

Jenseits dieser Aspekte bleibt schließlich die – vielleicht lakonische – Beobachtung, dass der Erste Weltkrieg sowohl in Belgien als auch in Frankreich nicht zuletzt eine Ware, seine Erinnerungsorte, seien es Überreste, Monumente, Museen oder Schlachtfelder, Produkte auf dem Reisemarkt sind, die für den lokalen Tourismus in der Picardie, in Meaux, an der Meuse oder in direkter Nachbarschaft und Konkurrenz zur Nordsee und den Städten Gent und Brügge von großer Bedeutung sind.

Dennoch ist abschließend ebenso festzustellen, dass die besuchten Museen und Erinnerungsorte – wenngleich auch in höchst unterschiedlichem Maße – auf dem Weg zu einem europäischen Gedächtnis des Ersten Weltkriegs sind. Dies drückt sich nicht nur in der schon genannten Betonung und Darstellung biografischer und alltäglicher Perspektiven aus, sondern auch in einer Finalisierung der Ausstellungsbestrebungen und damit einer Universalisierung auf die Fragen eines europäischen Friedens, so etwa in Ypern aber auch in Peronne.

### **Kontexte und Schlussfolgerungen**

Die bundesrepublikanische Geschichts- und Erinnerungskultur ist weitgehend selbstbezüglich gruppiert um die Strukturen und Ergebnisse von Gewalt und Völkermorden im Zweiten Weltkrieg und darüber hinaus um die DDR-Diktatur und die deutsche Teilung. Dies ist im Hinblick auf die begrenzten Aufträge und besonderen Anknüpfungspunkte einer lokalen und regionalen Erinnerungsarbeit und historisch-politischen Bildung zunächst legitim. Deshalb sollten die folgenden Thesen und Beobachtungen auch nicht als Aufforderung verstanden werden, sich im Horizont weltweiter und europäischer Strukturen und historischer Entwicklungsmuster als Gedenkstätte, als Bildungsstätte, als Museum oder als zivilgesellschaftliche Initiative etc. neu zu positionieren und infolgedessen zu überfordern. Es geht aber sehr wohl um die Beobachtung von langen Wellen oder Entwicklungslinien im 20. Jahrhundert, die die Geschichtsdeutungen und Erklärungen rahmen, durchdringen und sich an geeigneter Stelle auch im regionalen oder lokalen Raum auf kleinere Projekte herunterbrechen lassen.

Weiterhin anzumerken gilt es an dieser Stelle auch, dass im Rahmen der durchgeführten Exkursion und ihrer Erkenntnisse nur die Westfront ein Thema war, die ebenso bedeutenden Kriegshandlungen im Osten und Südosten Europas mit ihren historischen Folgen bleiben weiterhin eine Leerstelle. Begründen kann man diese Einseitigkeit der Betrachtungsperspektiven allenfalls mit der Nachbarschaft bzw. Nähe Nordrhein-Westfalens zu Belgien und Frankreich. Dennoch ist der Erste Weltkrieg mit seinen Folgen im Hinblick auf unsere Erinnerungskultur vor allem aus der europäischen Gesamtperspektive zu betrachten.

Der Erste Weltkrieg war der Auftakt einer nie zur Ruhe kommenden Geschichtsepoche, während derer Reiche zerfielen und Imperien neu begründet wurden, Nationen wieder bzw. neu erstanden, Kontinente geteilt wurden. Und er war mit seinen weitgehend fehlschlagenden Ordnungsvorschlägen zugleich das Treibmittel einer nie da gewesenen Gewaltentfesselung im Zweiten Weltkrieg. Insofern bedeutet das Ende des Ersten Weltkriegs nicht auch das Ende imperialer Konkurrenzen, sondern die Akzeleration und Verstärkung der diesen innewohnenden Antriebs- und Zerstörungskräfte. Erst mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zerfielen weithin die imperialen Ansprüche

und kolonialen Ambitionen europäischer Staaten und es setzte sich die – in der Regel ethnisch definierte – Nation als Normalfall von Staatlichkeit und Herrschaft durch.<sup>5</sup> Nur die USA und die Sowjetunion bildeten für ca. 50 Jahre noch Imperien, die im Kalten Krieg eine vergleichsweise übersichtliche Machtkonkurrenz ausübten.

Insofern stellt die Zwischenkriegszeit ein Laboratorium für vielfältige ideologische und politische Suchbewegungen dar, unter denen die politisch riskanten Programmatiken überwogen und sich – gepaart mit politischem Dezinismus – auch großenteils durchsetzten. Wo in Europa nach 1918 Demokratien neu installiert wurden, war ihnen mit Ausnahme der Tschechoslowakei keine lange Existenz beschieden. Liberale Demokratien konnten sich nicht behaupten und wurden in ihrer Substanz, etwa in der Frage des politischen Pluralismus, nicht begriffen. Es dominierten autoritäre und diktatorische Regime, die gekennzeichnet waren von einer Mischung aus Massenmobilisierung, inneren Ausgrenzungsmechanismen und europäischen Neuordnungsansprüchen.

Zu den besonderen Einflussfaktoren auf solche Herrschaftsansätze zählten – insbesondere in Deutschland, Österreich und Ungarn – die Deutungen des Ersten Weltkriegs. Aufgrund der Niederlage und ihrer Folgen war eine Heroisierung und positive Sinnbildung zunächst erschwert. Erst im Laufe der Jahre vollzog sich in den Diskursen und politischen Programmbildungen eine Okkupation und Umwertung des Gedenkens: von der Sinnlosigkeit angesichts der Niederlage zum vorbereitenden neuen Sinn. Diese Sinnbildungsprozesse betrafen nicht nur die äußerst rechten Kreise und Gruppen in der politischen Kultur der Weimarer Republik, sondern ergriffen fast alle Strömungen und Milieus.

Der Erste Weltkrieg hatte allerdings für die politischen und ideologischen Initiativen des Nationalsozialismus immer eine besondere, eine zentrale Bedeutung. Es führen sowohl individuelle und kollektive Erinnerungsbrücken und -tunnel wie auch die zentralen Bausteine und Normwelten künftiger Ordnungsvorstellungen vom Ersten Weltkrieg zum Nationalsozialismus. Dabei spielt auch der generationelle Erfahrungsraum eine wichtige Rolle.<sup>6</sup> Sowohl für die »Generation des Unbedingten« (Michael Wildt), die Gruppe der Anfang des Jahrhunderts Geborenen also, die den Ersten Weltkrieg noch bewusst erlebten, aber nicht mehr als Soldaten eingreifen konnten und damit das Fronterlebnis nicht teilen »durften«, als auch für die Hitlerjugend-Generation entwickelte sich die immer stärker für die nationalsozialistische Mobilisierung der Bevölkerung inszenierte Weltkriegserzählung zum Ansporn und zum Auftrag, sich in einen neuen Krieg zu involvieren.

Aber nicht nur der Nationalsozialismus ist als Fluchtpunkt in der Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg geeignet. Der Krieg verkörpert auch eine umfassende Modernisierungs- und Verwandlungszone, in der neue militärische und zivile Technologien und Produktionsmethoden entwickelt wurden, die die Ökonomie und das gesellschaftliche Leben umfassend revolutionierten. Es setzte eine Entgrenzung aller materiellen und ideellen Produktivkräfte ein, die zur Totalisierung des Krieges nach innen und nach außen führte.

Schließlich wären auch die mannigfachen Reaktionen in der Kunst, der Literatur, dem Theater, dem Film, die in der Regel auch eine ästhetische Revolution bedeuteten, ein lohnendes Sujet. Hier sind als Antwort auf die krisenhaften Erscheinungen der Moderne künstlerische Aufbrüche und Erkundungen aufgeboden worden, die das 20. Jahrhundert nachhaltig geprägt haben.

Das Herunterbrechen solcher Makrostrukturen in die Alltagspraxis von Gedenkstätten, Museen und Bildungsstätten kann nur praktiziert werden, indem man nach konkreten Anschlussmöglichkeiten und lokalen Passungen sucht. Diese sind aus unserer Sicht durchaus zahlreich gegeben. Dazu können hier nur einige wenige Hinweise gegeben werden.

In NRW sind lokale und regionale Thematisierungsmöglichkeiten nicht nur durch die direkte Nachbarschaft zu Belgien gegeben. Mit Rheinischer Republik, Ruhrbesetzung und Ruhrkampf im Kontext von Reparationen und Weimarer Dauerkrise fand der Krieg beispielsweise Ausweitungen in die 1920er Jahre hinein und verknüpfte sich mit den wirtschaftlichen und sozialen Folgeproblemen. Im lokalen Raum finden sich nach wie vor auch etliche Erinnerungsorte (etwa Weltkriegsdenkmale), mit denen eine Auseinandersetzung reizvoll ist. Zu fragen wäre, wie in der Region oder der Stadt in den 1920er und 30er Jahren politische und ästhetische Auseinandersetzungen mit den Weltkriegserfahrungen stattgefunden haben.

Ebenfalls beachtenswert sind biografische und generationelle Ansätze. Unbestritten ist die Bedeutung des Weltkriegserlebnisses in seinen verschiedenen Facetten für die Generationen und Personen, die das nationalsozialistische Herrschaftsprojekt mit seinen verschiedenen Handlungsdimensionen und Verbrechenschichten wesentlich vorangetragen haben. In der Umkehr sollte aber auch wieder nach gegenstrebigem Aktionen und Personen gefragt werden, die schon in den 1920er und 30er Jahren das Gebot eines dauerhaften Friedens und einer europäischen Versöhnung projektierten. Hier wird die eigentliche zivilisatorische und demokratische Aufgabe in der Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg sichtbar, die eine Universalisierung nationaler Perspektiven wie eine Dekonstruktion nationaler Mythen erforderlich macht: Die Sicherung eines europäischen Friedens, die mit den europäischen Verträgen in den 1950er Jahren begann, 1989/90 im Grunde erst in eine entscheidende Herausforderung übergang und sich dennoch heute wieder in der Krise befindet.

**Dr. phil. Paul Ciupke**, und Diplompädagoge, Mitglied des Leitungsteams im Bildungswerk der Humanistischen Union NRW in Essen

**Anke Hoffstadt**, Historikerin, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte der Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

**Frank Sparing**, Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Geschichte der Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

- 1 Initiiert und weitgehend finanziert wurde das Projekt von der Landeszentrale für politische Bildung in Nordrhein-Westfalen.
- 2 George L. Mosse: Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993.
- 3 Zu einem vergleichenden Blick u. a. auf die Museen in Péronne und Ypern siehe Thomas Thiemeyer: Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Die beiden Weltkriege im Museum, Paderborn 2010.
- 4 Zu Noras Konzept der »lieux de mémoire« siehe etwa einführend ders.: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt a. Main 1998, das Teile des dreibändigen Sammelwerkes zu den Erinnerungsorten Frankreichs in einführender Auswahl enthält. Ausführlicher siehe: Pierre Nora (Hg.): Les lieux de mémoire, Bd. 1–3, Paris 1984–1992, gekürzt dt.: Erinnerungsorte Frankreichs, München 2005.
- 5 Siehe dazu auch Lutz Raphael: Imperiale Gewalt und mobilisierte Nation. Ein Deutungsmuster für die Geschichte Europas in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Mittelweg 36, 21. Jg. Dezember 2012/ Januar 2013, S. 5–22.

# Ein Kampf um Deutungshoheit. Zur Politisierung des Gedenkens

BESPRECHUNG DES VON WOLFGANG BENZ  
HERAUSGEGEBENEN BANDES

*Uwe Neumärker*

Am 23. August 1989 – 50 Jahre nach dem sogenannten Hitler-Stalin-Pakt – bilden Litauer, Letten und Esten eine Menschenkette von Wilna über Riga nach Reval. Mit einer Million Beteiligten – etwa jeder sechste in allen drei Ländern – ist dieser »Baltische Weg« die größte Menschenkette der Geschichte. Die drei Völker fordern ihre Freiheit und Unabhängigkeit von der Sowjetunion zurück, die ihnen Moskau 1940 als Folge des Pakts genommen und eine Terrorherrschaft errichtet hatte. Der Westen blickte in diesem Sommer 1989 gebannt auf die Flüchtlinge aus der DDR, vielleicht noch auf die Entwicklungen in Polen; weiter nach Osten jedoch nicht. Im Jahr darauf verkündeten alle drei Ostsee-Sowjetrepubliken ihre Loslösung von Moskau und erklärten die Wiederherstellung ihrer staatlichen Souveränität.

Michael Gorbatschow, dessen Verdienste bei der Wiedervereinigung der beiden deutschen Nachkriegsstaaten unbestritten sind, schickte kurz nach Erhalt seines Friedensnobelpreises Panzer: Am 13. Januar 1991, dem später sogenannten Blutsonntag, wurden 14 unbewaffnete Zivilisten, die das Parlament und den Fernsehsender in Wilna verteidigten, getötet, über 1000 verletzt. In Riga erschossen sowjetische OMON-Einheiten eine Woche später sechs Menschen. Die Ereignisse bildeten die Hauptmeldung der »Tagesschau«, gerieten durch den ersten Golf-Krieg und die Proteste gegen ihn allerdings bald in Vergessenheit. Auch das Bild vom »guten Gorbi« wollte man nicht erschüttert wissen.

Es dauerte noch ein halbes Jahr, bis sich die Europäische Gemeinschaft endlich durchrang, Litauen, Lettland und Estland diplomatisch anzuerkennen. Für die drei Länder bedeutete die blutig erkämpfte Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit das Ende einer Jahrzehnte langen Unterdrückung und Besetzung. Dieses millionenfache Leid wird in der dortigen Wahrnehmung vom Westen nicht gebührend gewürdigt. Anstatt zunächst einmal zuzuhören, so das Empfinden, wird moralisiert und belehrt, insbesondere mit Verweis auf die Beteiligung an der Judenvernichtung. Hierzu zählt auch das Unverständnis, mit dem im Frühjahr 2010 auf eine Rede der früheren lettischen Außenministerin Sandra Kalniete, die in der sibirischen Verbannung zur Welt gekommen ist, reagiert wurde. Ihr Hinweis, dass man den kommunistischen Totalitarismus gegenüber dem Nationalsozialismus wegen der Verheerungen des deutschen Vernichtungskrieges moralisch nicht aufwerten dürfe, führte zu Protesten, weil angeblich die Einzigartigkeit des Holocaust infrage gestellt worden sei. Und fast schon symbolisch vermochte kaum ein Kommentator, ihren Familiennamen richtig auszusprechen. Bei einem westlichen Politiker – sei es ein Brite oder Franzose – wäre dies als peinlich wahrgenommen worden. Es war daher eine Initiative der Balten und der Polen, den 23. August als »Europäischen Gedenktag für Opfer totalitärer und autoritärer Regime« ins Leben zu rufen. Opfer in anderen mittelosteuropäischen Staaten – auch die der SED-Diktatur – begrüßten das Vorgehen.

Der vorliegende Sammelband greift dieses konkrete Thema lediglich mit einem Beitrag auf, doch der »Kampf um Deutungshoheit. Politik, Opferinteressen und historische Forschung« am Beispiel der »Auseinandersetzungen um die Gedenk- und Begegnungsstätte Leistikowstraße Potsdam« geht um die politische Instrumentalisierung des Gedenkens und den Versuch, die fundamentalen Unterschiede zwischen Nationalsozialismus und Sowjetkommunismus einzuebneten, wie der Herausgeber, Wolfgang Benz, in seiner klugen, wegweisenden Einleitung trefflich analysiert. Die Besonderheit der deutschen Situation, mit dem Erbe beider Regimes umgehen zu müssen, liegt auf der Hand. Die Leistikowstraße 1 steht dabei für den Terror in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands. Der Streit um die Gedenkstätte kann als radikalisiertes Ausdruck der oft unterschiedlichen Interessen von Opfern und Politikern auf der einen sowie der historisch-wissenschaftlichen Aufarbeitung auf der anderen Seite gelten.

Naturgemäß vermag selbst der beste Redakteur, die unterschiedliche Qualität verschiedener Beiträge nur bedingt anzugleichen. Und wie bei Sammelbänden ebenfalls nicht unüblich, ist der eine oder andere Gedanke bereits an anderer Stelle ausführlich abgehandelt worden. Eingangs rekonstruiert Andrew H. Beattie die Debatten um den Umgang mit dem diktatorischen Erbe in der deutschen Erinnerungs- und Geschichtspolitik seit 1990 und argumentiert – wenig überraschend – an vielen Stellen mit Bernd Faulenbach, auf den die meisten prägnanten Aussagen zum Thema zurückgehen. Beatties Beitrag bietet eine solide Zusammenfassung bis zum Ausbruch der Debatte um die Leistikowstraße; mehr bedarf es an dieser Stelle auch nicht.

Der frühere FAZ-Redakteur Peter Jochen Winter wiederum beleuchtet anschließend – vermutlich lückenlos – die Details des Streits um den konkreten Ort. Er bezieht dabei eindeutig die Position für die Macher der neuen Dauerausstellung. Bevor die andere Seite, die der Opfer, zu Wort kommt, folgen zunächst Carola S. Rudnicks Überblicksbeitrag zur Historisierung der DDR und Andreas Hilgers gelungener Kurzüberblick der Gulags auf deutschem Boden. Dann kommen die Opfer durch den Abdruck der Rede Friedrich Klauschs zur Eröffnung der Gedenk- und Begegnungsstätte im April 2012 als persönliche »Gegenstimme« zu Wort. Klausch, Jahrgang 1929, hatte 1948 mehrere Monate Haft im Gefängnis Leistikowstraße erlitten und war über Sachsenhausen in den Gulag verschleppt worden, von wo er erst 1956 zurückkehrte.

Noch näher am historischen Geschehen ist der Bericht des NZZ-Journalisten Waldemar Hoeffging, der zwischen Dezember 1945 und September 1948 inhaftiert war und seine Erinnerungen bereits 1949 veröffentlichte. Diesen beiden unmittelbaren Stimmen zum roten Terror am Ort sind ergreifend und lassen das erfahrene Leid als Grundlage der Verbitterung erahnen.

Artikel wie der anschließende sind dagegen wenig dienlich, die Gräben zwischen Erlebnisgeneration und Geschichtsvermittlung zu überbrücken: Auf dem Niveau der »Jungen Welt« als früherem Zentralorgan der Freien Deutschen Jugend lässt der Westlinke Martin Jander seiner Abneigung gegen die Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft freien Lauf. Fürwahr, es sind nicht immer sympathische Zeitgenossen, die sich dort tummeln; freilich, es gibt nicht wenige Vertreter, die eine Nähe zum rechten Rand des politischen Spektrums pflegen. Doch für einen Sammelband mit wissenschaftlichem Anspruch bedarf es der Analyse, wie es zur »Kultur der Aufrechnung« – so der Titel des Aufsatzes – kommen konnte, und nicht der Häme. Dennoch bietet der Text Einblick in Vereinsstrukturen und antikommunistische Denk-

muster, ohne allerdings deren Ursachen zu beleuchten. So wird Jander selbst zum »Aufrechner«. Enrico Heitzer wiederum gelingt in seinem Artikel zur »Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit in West-Berlin und in der Bundesrepublik« die sachliche Darstellung einer vergleichbaren Opferorganisation in den 1950er Jahren.

Die Beiträge – erneut – Carola Rudnicks zu den Konflikten um die sächsischen Gedenkstätten, Barbara Distels zu Dachau und dem »Trauma von KZ-Überlebenden« sowie Brigitte Mihoks zum »Haus des Terrors« in Budapest beleuchten das Thema in jeweils spezifischen Zusammenhängen.

Juliane Wetzel widmet sich fast ganz am Schluss des Sammelbandes dem 23. August als europäischem Gedenktag an die Opfer von Stalinismus und Nationalsozialismus unter der Fragestellung »Trivialisierung des Holocaust?« Wetzel beklagt Nivellierungstendenzen »im öffentlichen Diskurs vieler Länder« und befürchtet, dass das Holocaust-Gedenken in den Hintergrund gedrängt, zumindest mit dem Gedenken an die Millionen Opfer des realen Sozialismus gleichgesetzt werde. Man hakt das Thema »Verbrechen im 20. Jahrhundert« praktisch an einem Gedenktag ab. Das wäre fatal, ist allerdings eine deutsche, eine westliche Sicht auf die Dinge: In den »neuen« europäischen Staaten, die diese Idee durchgesetzt haben, herrschen andere Denkweisen und Deutungsmuster vor, die mit der westlichen Erinnerungskultur oft nicht kompatibel sind; eine gemeinsame Geschichtsauffassung gibt es auch hier nicht. Zumindest die drei baltischen Länder eint jedoch, dass die Ermordung der Juden (auch der Sinti) in der öffentlichen nicht-jüdischen Erinnerung praktisch nicht vorkommt, nicht Teil einer Staatsraison wie in Deutschland ist. Das eigene Leiden unter dem sowjetischen Terror 1940/41 und von 1944 bis 1990/91 dagegen währte viel länger, es ist in jeder Familienerzählung dominant. Ein allgemeiner Gedenktag lässt zudem die eigene Mittäterschaft am Massenmord geflissentlich übergehen.

Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen ist zunächst einmal eine nationale Aufgabe. Staaten und Politiker täten gut daran, daraus keinen europäischen »Einheitsbrei« zu machen – Aufrechnen und Gleichsetzen gewissermaßen zu sanktionieren. Die Debatten um den richtigen Umgang und die Bewertung des 20. Jahrhunderts werden und müssen allerdings weitergehen. Der Sammelband von Wolfgang Benz bietet Einblicke in die großen Auseinandersetzungen über die Darstellung des Kampfes um Deutungshoheit in der Potsdamer Leistikowstraße mithin wie darüber hinaus in grundsätzliche Fragen des Gedenkens und Aufklärens.

Uwe Neumärker ist Direktor der Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas.

Wolfgang Benz (Hrsg.):

Ein Kampf um Deutungshoheit.

Politik, Opferinteressen und historische Forschung.

Die Auseinandersetzungen um die Gedenk- und Begegnungsstätte

Leistikowstraße Potsdam.

Metropol Verlag, Berlin 2013.